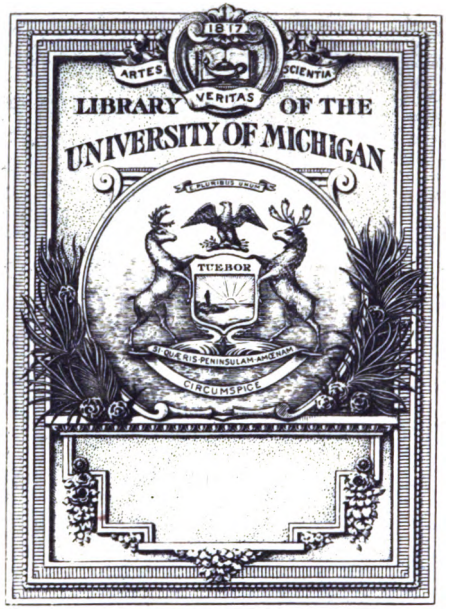
B 969,551

Hans Leisegang

Goethes Denken

Digitized by Google



Digitized by Google
OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

838
G60
L53

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Leisegang · Goethes Denken

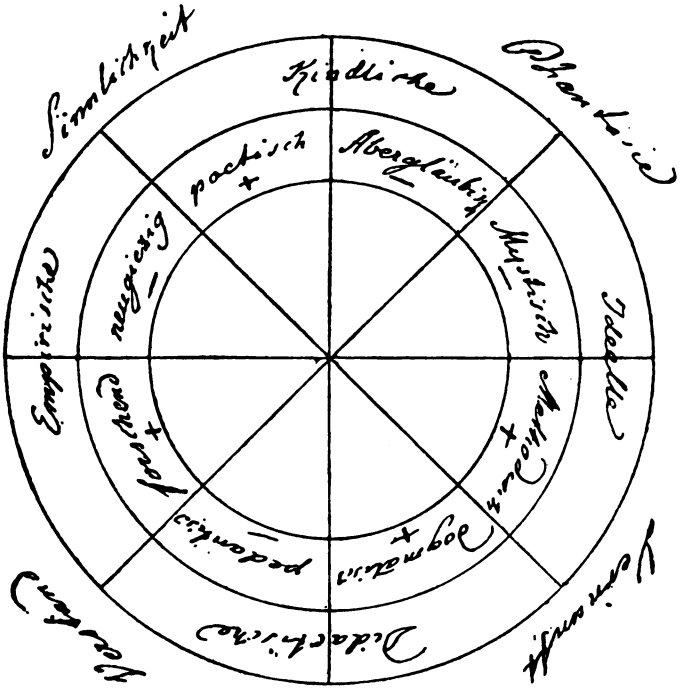
Digitized by Google

Ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mitteilen kann. Goethe, Zur Morphologie II 6, 133

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeichnung Goethes



Die Geschichte der Wissenschaften als Kreislauf

(Zu Seite 83 ff.)

Mit Genehmigung des Verlags von Hermann Böhlaus Nachfolgern in Weimar abgedruckt aus der Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, II. Abt. Bd. 13, S. 446

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Goethes Denken

Von

Hans Leisegang

ord. Prof. d. Philosophie a. d. Univ. Jena

1932

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.
Copyright 1932 by Felix Meiner Verlag in Leipzig
Printed in Germany
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Digitized by Google

German
Harv.
8-17-33
27899

Vorwort

Die Methode, die ich in meinem Buche „Denkformen" entwickelt, dort auf mehrere Denker angewandt und dann an „Leſſings Weltanſchauung" mit Erfolg erprobt habe, ſo daß damit wohl gezeigt wurde, was dieſe Methode zur Erſchließung des Denkens und des Verſtehens der aus einer beſtimmten Denkform ſich entwickelnden und an ſie gebundenen Weltanſchauung leiſtet, ſoll hier dazu dienen, das Denken Goethes zu erſchließen und damit einen Einblick in ſeine Weltanſchauung ebenſo wie in ſeine heute von ſo vielen wieder ans Licht gezogene und geprieſene Forſchungsweiſe auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften zu gewinnen. Es handelt ſich nicht darum, altbekannte Probleme, die heute von neuem mit dem Namen Goethes in Verbindung gebracht werden, nochmals aufzuwerfen, um in dieſer „Problematik" zu verſinken und ſich an ihr genießeriſch zu erbauen, ſondern die Probleme, die es hier gibt, klar zu ſehen und zu löſen.

Wie Leſſing, ſo iſt auch Goethe zu zahlreichen anderen Denkern in Beziehung geſetzt worden, und man hat verſucht, ſeine Weltanſchauung aus dieſen ſeinen „Quellen" zu erklären und zu verſtehen; nur daß es bei Goethe noch viel mehr Philoſophen ſind, von denen er in ſeinem Denken angeregt wurde oder an die er ſich angeſchloſſen haben ſoll. Von Heraklit, Platon, Ariſtoteles, Plotin, Giordano Bruno bis zu Spinoza, Kant, Schelling und Hegel reicht die Reihe der Denker, unter deren Einfluß Goethe geſtanden haben ſoll. So finden wir ihn als Idealiſten, als Realiſten, als Spinoziſten, Vitaliſten und Myſtiker, aber auch als Kantianer und als Vertreter eines objektiven Idealismus in mannigfachen Büchern und Aufſätzen dargeſtellt.

Dem gegenüber wird hier eine Analyſe von Goethes Denkform unternommen, die ſich ſchon in ſeinen Jugendwerken als eine feſte Struktur, eine „geprägte" Form entdecken läßt und durchaus original iſt. Es wird dann gezeigt, wie Goethe im Laufe ſeines langen Lebens alle ſeine Forſchungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur

Digitized by Google

und der Geschichte mit diesem ihm eigentümlichen Denken bearbeitete und in die fertige, aber sich ständig entwickelnde und ausweitende Form einfügte. Ebenso verfuhr er mit den Denkweisen der Philosophen, mit denen er in Berührung kam. Das Zusammentreffen mit ihm fremden und unsympathischen Arten des Denkens, der scholastischen Denkform Linnés, der physikalischen Newtons, der transzendentalen Logik Kants, führte ihn dazu, sich über das Wesen seiner eigenen Denkart Rechenschaft zu geben und sie gegen alle anderen Denkweisen abzugrenzen, die er klar erfaßt und dargestellt hat. So ist er selbst zum Begründer einer Theorie der Denkweisen geworden, die bisher in seinen Werken kaum bemerkt und als solche in ihrer Eigenart nicht gesehen worden ist. Man sieht hier in einen Kampf der verschiedenen typischen Denkformen hinein, deren Vertreter sich nicht ohne weiteres verstehen können. Die Grenzen des Verstehens treten hier ebenso deutlich hervor wie die Versuche, diese Grenzen zu überwinden, so daß gerade die an Goethe durchgeführte Forschung für die Erarbeitung eines klaren Einblicks in die verschiedenen Strukturen des Denkens und der von ihm abhängigen Wissenschaften und Weltanschauungen das umfassendste Material liefert, das aus den Werken eines einzigen Denkers gewonnen werden kann.

Aus der Sammlung von Stellen aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen konnten nur die wichtigsten und charakteristischen angeführt werden, da mir ein kleineres und übersichtliches Buch für diesen Zweck mehr zu leisten schien als ein starker Band, in dem die Fülle der Einzelheiten das Erfassen des Ganzen in seinem Aufbau erschwert; denn auf dieses Ganze kommt es hier wesentlich an. Deshalb habe ich immer wieder ausgeschieden, was nicht unbedingt nötig war, bin aber dabei so vorgegangen, daß doch jeder Ausspruch, jeder Gedanke und jeder Vers Goethes, der hier nicht erwähnt wird, aus dem Ganzen heraus von jedem mitdenkenden Leser erklärt und aus dem Gesamtzusammenhange des goethischen Denkens heraus verstanden und in ihn eingeordnet werden kann. Trotzdem erscheint der Text mit Zitaten überladen; aber man bedenke, daß es sich nicht darum handelt, geistreiche Gedanken über Goethe zu entwickeln, sondern goethische Texte zu interpretieren, und eine Interpretation ohne Vorlegung der Texte ist nun einmal bei Goethe noch weniger möglich als

Digitized by Google

bei anderen Denkern, da hier die Stellen über so viele Bände zerstreut sind, daß man keinen Leser finden wird, der sie alle gewissenhaft nachschlägt. Daß die moderne Rechtschreibung und Zeichensetzung durchgeführt wurde, bedarf wohl keiner Rechtfertigung; es geschah im Interesse des Lesers, der mitdenken und dabei nicht über ein ungewöhnlich geschriebenes Wort und ein willkürlich gesetztes oder vergessenes Komma stolpern sollte.

Wenn zur Gliederung der Darstellung der ineinander übergreifenden Entwicklungsphasen des goethischen Denkens die für alle menschliche Entwicklung geltenden orphischen Urworte gewählt wurden, so wird man bei tieferem Eindringen in das ganze Gefüge dieses Buches den Sinn dieses mehr poetischen als philosophischen Verfahrens wohl entdecken und mit dem Verfasser dem Dichter recht geben, der von diesen Urworten schrieb: „Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst erkennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert."

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

1. Daimon 1

Goethes Denken als geprägte Form 1 Die Bildung dieser Denkform in der Straßburger Zeit 2 Wahrheit und Schönheit 5 Das Erfassen des lebendigen Organismus als einer Ganzheit durch die Intuition, das Erkenntnismittel des Genies 6 Goethes und Kants Geniebegriffe 9 Die Wahrheit als höchster Wert 15 Kants Rangordnung der Kulturwerte: Wissenschaft, Moral, Religion, Kunst 16 Der Kampf um die Gleichberechtigung des ästhetischen und des religiösen Menschen mit dem wissenschaftlichen und ethischen von Herder bis Hegel 18 Goethes Vorwegnahme der ästhetischen und der religiösen Wahrheit 20 Die Ethik des jungen Goethe als Vereinigung der Gegensätze: Freiheit und Notwendigkeit Dämon und Tyche, Ewigkeit und Augenblick, Gut und Böse 22 Die Polarität und der Entwicklungskreis im Leben der Natur 28 Dasselbe im Leben der Menschen, Übergang von Leben in Tod und Tod in Leben 29 Charakteristische Merkmale des goethischen Denkens, die sich aus der Durchforschung seiner Jugendwerke ergeben 37 Das Verhalten zu anderen Denkweisen 39

2. Tyche 46

Der neue Wirkungskreis in Weimar, die neuen Aufgaben und die wissenschaftlichen Studien 46 Die Botanik 49 Zusammenstoß mit dem formal-logischen und analytischen Denken Linnés 50 Darstellung der Linnéschen Denkform 51 Die Abkehr von diesem Denken und die Rückkehr zur Intuition 53 Die italienische Reise, die Entdeckung der Urpflanze und der Metamorphose der Pflanzen 54 Die Einfügung der Metamorphose in Goethes Weltanschauung, die Herder in seinem Buche „Gott" systematisch dargestellt hat 56 Goethe und Spinoza 58 Die Umbildung der Lehre Spinozas durch Goethe und Herder 60 Das neue System 62 Polarität, Kreislauf und Wahlverwandtschaft 64 Leben und Tod 67 Die Erkenntnisweise Goethes 69 Seine Methode 73 Die Übertragung der bei der Entdeckung der Metamorphose ausgebildeten Methode auf das Tierreich 77, auf den Menschen 80, auf die Geschichte der Menschheit 81, auf die Geschichte der Wissenschaften 82 Die Vitalisierung der Materie 88 Die Grenze der Vitalisierung beim toten Gestein und die Unterscheidung des Verstandes, der das Tote bearbeitet, von der Vernunft als dem Erkenntnisorgan des Lebendigen und Göttlichen 90 Die meteorologischen Erscheinungen als Ausdruck eines Lebendigen 91 Der Kreislauf der Wolken 92 Die Farben 94

Digitized by Google

3. Eros 95
Liebe und Erkenntnis 95 Goethes Besinnung auf die Voraussetzungen und die Grenzen seines Denkens 97 Das Zusammentreffen mit Schiller 97 „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee" 98 Goethes Unterscheidung der Erfahrung von den „Seelenkräften", die sie aufnehmen, in dem Aufsatz über den Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt 99 Kants Auffassung des Experiments 102 Goethes Auffassung vom Wesen der Idee stammt aus der Lehre Spinozas 103 Goethe und die kantische Philosophie 105 Verbindung des kritischen Idealismus mit Goethes Realismus 111 Der Kreislauf des Denkens von der Erfahrung zur Idee und von der Idee zurück zur Erfahrung, die Systole und Diastole des Denkens 112 Der Anfang des Erkenntnisprozesses, das Aperçu 114 Die Offenbarung 117 Die liebevolle Hingabe an die Außenwelt und das gegenständliche Denken als Vorbedingung der Offenbarung 118 Der religiöse Charakter der Offenbarung 118 Liebe und Offenbarung 119 Liebe und Idee 121 Die Liebe und das Verstehen 124 Das Unverstandenbleiben und die Mißverständnisse 125 Quelle der Mißverständnisse sind nicht die Dinge, sondern die Vorstellungs- und Denkweisen 127 Goethes Bemühungen um das Verstehen anderer Denkweisen 130 Die Ordnung der Denkweisen nach dem Gesetz der Polarität in atomistische und dynamische, analytische und synthetische 132, nach dem Gesetz der Steigerung in vier Denkweisen 138 Der Kreis der Denk- und Vorstellungsarten 146 Übertragung der Theorie von den verschiedenen Denkweisen auf Weltanschauung und Religion 147 Die Toleranz gegen Andersdenkende 148

4. Anangke 150
Die Intoleranz in allem, was die Farbenlehre betrifft 150 Die Überschätzung seiner Leistung auf diesem Gebiete 152 Die Farbenlehre als Beispiel für die falschen Ergebnisse, zu denen eine Denkform führt, wenn sie auf Gegenstände angewendet wird, die ihr nicht entsprechen 153 Die Vitalisierung der physikalischen Erscheinungen 154 Die Polarität in der Farbenlehre 157 Das Urphänomen 157 Der Farbenkreis 159 Die Steigerung 160 Newtons und Goethes Vorgehen 161 Goethes Unfähigkeit, Newton zu verstehen 163 Newton und Goethe leben und denken in verschiedenen Wirklichkeiten 166 Goethes Glaube 168 Glaube und Wissen 171

Stellennachweis und Anmerkungen 174

Digitized by Google

Erſter Teil

Daimon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Zu dieſen Verſen ſchrieb Goethe die erklärenden Worte: „Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begrenzte Individualität der Perſon, das Charakteriſtiſche, wodurch ſich der einzelne von jedem anderen bei noch ſo großer Ähnlichkeit unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu, und es ließen ſich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannigfaltigen Abwechſlungen der Geburten in Bezug ſtellen. Hiervon ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen ausgehen, und man möchte, jenes Erſte zugebend, gar wohl geſtehen, daß angeborene Kraft und Eigenheit mehr als alles übrige des Menſchen Schickſal beſtimme. Deshalb ſpricht dieſe Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch ſo entſchieden einzelne kann als ein Endliches gar wohl zerſtört, aber, ſolange ſein Kern zuſammenhält, nicht zerſplittert noch zerſtückelt werden ſogar durch Generationen hindurch."

Goethe ſpricht auch hier nur das aus, was er an ſich ſelbſt erfahren hat. Auch er empfindet ſich ſelbſt als eine geprägte Form, als begrenzte Individualität, die zwar der Entwicklung, der Entfaltung, der Metamorphoſe fähig, aber doch im Kern, wie es dann weiter heißt, „ein feſtes, zähes, nur aus ſich ſelbſt zu entwickelndes Weſen"

Digitized by Google

iſt. Gilt dies für die ganze Perſönlichkeit Goethes und für das ganze Werk, in dem dieſe Perſönlichkeit ſich zu einer bunten Welt von Geſtalten, in dargeſtellten und erdichteten Erlebniſſen und Ereigniſſen, in Rhythmen, Tönen, Formen, Bildern und Gedanken entfaltet hat, ſo muß es auch für das Denken Goethes allein gelten, das in dieſer Welt als der Geiſt lebt, der das chaotiſch durcheinander Wogende geordnet, geklärt, getrennt und zu neuer Form vereinigt und zu einem Kosmos gebildet hat. Wir fragen: Hat dieſes Denken ſelbſt, losgelöſt von allem Gehalt der Gedanken, die es hervorbrachte, eine „geprägte Form"; hat es ſelbſt eine „notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begrenzte Individualität"; iſt es ſelbſt „ein feſtes, zähes, nur aus ſich ſelbſt zu entwickelndes Weſen?"

Da ſtellt ſich uns zunächſt die Aufgabe, die Zeit der „Geburt" des goethiſchen Denkens zu beſtimmen. Sie iſt als ſolche unlösbar. Wohl aber läßt ſich von dem, der Goethes ganzes Leben und Schaffen einigermaßen überſchaut, ſagen, wann und wo das eigentlich Goethiſche zuerſt hervortritt, um ſich ſogleich ſcharf und alle Verwechſlung ausſchließend als ein Charakteriſtiſches, Einmaliges, ſo noch nie in der Geiſtesgeſchichte Dageweſenes von allem anderen abzuheben. Es iſt dies die Straßburger Zeit, in der Goethe zu ſich ſelbſt erwacht. Hier im franzöſiſchen Elſaß wird Goethe zum deutſchen Dichter. Hier fällt der Rokokomenſch von ihm ab. Hier erſchließt Herder ihm den Blick für deutſche Art und Kunſt. Hier ſteigert er ſich mit ſeinem Fühlen in einen Gegenſatz zu allem Franzöſiſchen, Romaniſchen hinein. Hier wendet er ſich ab von der romaniſchen Kunſt und der für urdeutſch gehaltenen Gotik zu, deren Verſtändnis ihm in der immer neuen Betrachtung des Straßburger Münſters aufgeht. Hier verläßt er die franzöſiſchen Dichter, um ganz in der Bewunderung des germaniſchen Genies Shakeſpeare unterzugehen. Hier beginnt nicht nur ein neues Schauen und Fühlen, ſondern ein neues Denken, deſſen eigentümliche Form ihm ſelbſt noch unbewußt bleibt. Vom Aufenthalt in Straßburg bis zum Aufbruch nach Weimar reicht die Zeit der Entwicklung Goethes aus ſeinen eigenen Kräften, aus den Kräften ſeines Dämons. Dann beginnt Tyche auf ihn zu wirken, was er ſelbſt durch die dem „Egmont" entnommenen Sätze von den Sonnenpferden der Zeit, die mit ſeines Schickſals leichtem Wagen durch-

Digitized by Google

gehen, andeutet, mit denen er Dichtung und Wahrheit abschließt und den Ausblick auf das Kommende eröffnet.

So mag auch hier, wo es sich nur um Goethes Denken handelt, diese Zeit als eine Einheit genommen werden, als die Epoche, die ganz dem „Dämon" gehört, der Bildung und Ausgestaltung der „geprägten Form" goethischen Geistes, demselben Dämon, der ihn dann zwingt aus Weimar nach Italien zu fliehen, um sein Selbst vor der Tyche zu retten, die nun erst recht nach ihm greift, ohne doch das zerstören zu können, wozu der Grund schon gelegt war. Wohl erkennt der alte Goethe einen inneren Zusammenhang der Jugendwerke und Jugendpläne, die dieser Zeit gehören, mit den späteren Schöpfungen der Reife; aber er faßt das schon hier auftretende Denken über Mensch und Welt nur als unklares und unbewußtes Streben auf, als einen „Trieb", einen „ernsten Drang" nach einem erst später auftauchenden bewußt gesetzten Ziel: „Die ersten von mir herausgegebenen poetischen Versuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den inneren Menschen schildern und von den Gemütsbewegungen genugsame Kenntnis voraussetzen. Hier und da mag sich ein Anklang finden von einem leidenschaftlichen Ergötzen an ländlichen Naturgegenständen, so wie von einem ernsten Drang, das ungeheure Geheimnis, das sich in stetigem Erschaffen und Zerstören an den Tag gibt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint."

Diese Worte mögen andere Forscher davon zurückgehalten haben, in den Jugendwerken Goethes nach den Ursprüngen seines Denkens und seiner ganzen Weltanschauung zu suchen, ebenso wie Goethes Bemerkung, er habe nie über das Denken gedacht, dazu führte, daß seine ausführlichen Betrachtungen über die verschiedenen Denkweisen und seine Bemühungen um das Verstehen seines eigenen Denkens völlig übersehen wurden. Und doch finden wir gerade in diesen Jugendschriften die wichtigsten Aufschlüsse für das Verständnis der Denkform Goethes, deren Gepräge in seinen wesentlichen Zügen schon hier fertig vorliegt und sich während seiner ganzen langen Entwicklung nicht verändert, sondern nur bereichert hat. Wir haben hier gleichsam einen in klaren, harten Linien skizzierten Grundriß vor uns, auf dem dann Goethe selbst ein Gebäude errichtet, das zwar mannig-

Digitized by Google

fache Ausgeſtaltungen und Verzierungen aufweiſt, aber doch durch alles Beiwerk hindurch die feſten, ſtarken Mauern erkennen läßt, die auf dem einmal feſtgelegten Grunde ruhen und ſeine Form bewahren. So viel aber iſt an Goethes Bemerkung über das „leidenſchaftliche Ergötzen" an der Natur auf der einen und das „unbeſtimmte und unbefriedigte Hinbrüten" auf der anderen Seite richtig, daß in dieſen Jugendwerken und Fragmenten das Denken als ſolches ſich noch nicht ablöſen läßt von dem Schauen, Fühlen und Erleben, mit dem es eine Einheit bildet, ſo daß ſich der Gedanke aus dem wirren Lebensgrunde, dem er entſpringt, rein und leicht zu eigenem Leben im Geiſte emporringen könnte. Was aber für den Gedanken ſelbſt ein Nachteil ſein mag, iſt für eine Einführung in das Denken Goethes ein unſchätzbarer Vorteil. Mit Goethe bei der Fülle des Lebens und Erlebens beginnend, wird es bloß dadurch, daß wir ihm ſelbſt in ſeiner Entwicklung folgen, möglich, den Leſer aus dem ihm vertrauten Leben und Dichten des jungen Goethe allmählich emporzuführen zu den nur mit innerer Anſtrengung zu erreichenden Regionen des Geiſtes, wo die reinen Formen wohnen, vom bekannten zum unbekannten Goethe, von ſeiner irdiſchen Exiſtenz zu ſeinem geiſtigen Leben.

Wir treten mit ihm vor das Straßburger Münſter und hören ihn jauchzen in ſeiner noch ſo wilden, ſo ungeglätteten und doch ſo hinreißenden Sprache: „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat! E i n ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus t a u ſ e n d harmonierenden E i n z e l h e i t e n beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch-irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer älteren Brüder in ihren Werken zu umfaſſen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit! Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattendes Auge mit freundlicher Ruhe geſetzt, wenn durch ſie die unzähligen Teile zu gan-

Digitized by Google

zen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen!"

Schon hier begnügt sich Goethe nicht mit dem „Genießen" des Schönen; er will über das bloße Genießen hinaus zum bewußten „Erkennen". Und bald darauf redet er seinen Leser an: „Und du, mein lieber Bruder im Geist des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue!" Die Schönheit ist nicht nur ein ästhetisches Phänomen, nicht nur — wie es dann Kant formulierte — schöner Schein, sondern in ihr liegt Wahrheit, die sich dem Schauenden offenbart, der sie im Genießen erkennt und dadurch über den bloßen subjektiven Genuß zur objektiven Erkenntnis emporgehoben wird. Dieser Zusammenhang zwischen Schönheit und Wahrheit, zwischen ästhetischem Genuß und schauendem Erkennen, so daß in der Schönheit die Wahrheit, im Genießen das Erkennen enthalten ist, gehört bereits zur festen, geprägten Form goethischen Denkens, die in allen Wandlungen bis ans Ende seines Lebens und Denkens erhalten bleibt. Als schaffender Künstler und Dichter empfängt er selbst immer von neuem „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". Als Forscher, der mit erkennendem Blick das Auge auf den Werken der Natur ebenso ruhen läßt wie auf den Werken der Kunst, erschließt sich ihm die Wahrheit, die das Naturschöne ebenso in sich enthält wie die Schönheit der Kunst:

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Die sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Erst im höchsten Greisenalter schränkt Goethe diese seine Überzeugung ein und sagt vorsichtig: „Man kann zwar nicht sagen, daß das

Digitized by Google

Vernünftige immer ſchön ſei; allein das Schöne iſt doch immer vernünftig, oder wenigſtens es ſollte ſo ſein." Dem ſtehen die von Eckermann wiedergegebenen Worte zur Seite: „Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als wahr motiviert wäre." Was ſich nun aber als Wahrheit dem genießenden und zugleich erkennenden jungen Goethe bei der Betrachtung des Straßburger Münſters enthüllt, das iſt die lebendige Natur ſelbſt, die in dieſem gigantiſchen Werke der Kunſt lebt. Eine ſeltſame Verwandlung vollzieht ſich vor ſeinen betrachtenden Augen. Die Maſſen der Mauern, Pfeiler und Steine löſen ſich aus ihrer Erſtarrung. Aus dem toten, ſteinernen Bau wird ein lebendiger Organismus: „Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, je weiter ſie ſich ausbreiten, je kühner ſie gen Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müſſen! Wohl! Wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Äſten, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum, der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn ſeines Meiſters."

Was ſich aber beim Betrachten dieſes Organismus aufdrängt, iſt die Verſchmelzung zweier Gegenſätze: des Einen und des Vielen, des Ganzen und der Teile: „Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonierenden Einzelheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte." — „Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß und bis in den kleinſten Teil notwendig ſchön wie Bäume Gottes." — Als er Herders „Älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts" lieſt, empfindet er dieſes Werk als die Schöpfung eines Genies, und auch hier iſt das, was der Genius ſchafft, ein Organismus: „Es iſt ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganze, eine in der Fülle verſchlungener Geſchöpfsäfte lebend rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßſtab einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachäffen oder eine treue Silhouette einzelner Teile melodiſch ſympathetiſchen Klang in der Seele anſchlagen kann. Er iſt in die Tiefen ſeiner Emp-

Digitized by Google

findung hinabgestiegen, hat drinne all die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenfreundlichlächelndem, orphischem Gesang von Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten, mit Feuer und Schwefel und Flutsturm ausgetilgt."

In der Shakespeare-Rede aber heißt es wieder: „Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben, er ist der Erste, aus dessen Seele die Teile, in ein ewiges Ganzes zusammengewachsen hervortreten." — „Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen." — „Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." Es ist, als ob Goethe hier schon um das Problem wisse, auf das Kant zwanzig Jahre später auf der letzten Höhe seiner geistigen Entwicklung in der Kritik der Urteilskraft stoßen sollte: die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis des Ganzen vor seinen Teilen, die dem Menschen gegeben sein müßte, wenn er die Welt des Organischen denkend erfassen sollte. Kant nahm hier ein Motiv wieder auf, das er in einer seiner ersten Schriften, in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" schon einmal angeschlagen hatte. Hier rief er aus: „Gebet mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen! Das ist, gebet mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll." Denn wenn die Materie in ihrer Zusammensetzung aus einzelnen letzten Teilen und an diesen Teilen haftenden Kräften bekannt ist und der Mensch die Naturgesetze kennt, nach denen Stoffe und Kräfte wirken, so ist es ihm möglich, aus diesen Teilen den ganzen Weltmechanismus zu konstruieren. Dann aber fährt Kant fort: „Kann man aber wohl von den geringsten Pflanzen oder Insekt sich solcher Vorteile rühmen? Ist man imstande zu sagen: Gebt mir Materie,

Digitized by Google

ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden könne? Bleibt man hier nicht bei dem ersten Schritte aus Unwissenheit der wahren inneren Beschaffenheit des Objekts und der Verwickelung der in demselben vorhandenen Mannigfaltigkeit stecken? Man darf es sich also nicht befremden lassen, wenn ich mich unterstehe zu sagen: daß eher die Bildung aller Himmelskörper, die Ursache ihrer Bewegungen, kurz, der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaues werde können eingesehen werden, ehe die Erzeugung eines einzigen Krauts oder einer Raupe aus mechanischen Gründen deutlich und vollständig kund werden wird."

An dieser Überzeugung hat Kant, dessen Denken sich im Gegensatz zu Goethe, der überall lebendige Organismen und gewachsene Ganzheiten sieht, an der toten Körperwelt und an dem Verhältnis toter Massen und mechanischer Kräfte zueinander orientierte, das sich in mathematischen Formeln ausdrücken läßt, bis in sein höchstes Alter festgehalten. Als er in der Kritik der Urteilskraft, seinem reifsten und tiefsten Werk, sich anschickt, über den Bereich seines eigenen Denkens hinauszuschreiten, um die lebendige Ganzheit denkend zu erfassen, stößt er an die Grenzen seiner eigenen Denkform. Da erklärt er schließlich das, was ihm selbst unmöglich schien, zur Unmöglichkeit überhaupt. Er spricht dem menschlichen Verstande die Fähigkeit ab, das Ganze vor seinen Teilen zu erfassen. Dies ist nur einem übermenschlichen, intuitiven Verstande, einem intellectus archetypus, nur Gott selbst möglich. Der menschliche Verstand dagegen muß den Begriff des Zweckes zu Hilfe nehmen. Auch beim jungen Goethe taucht dieser Zweckbegriff auf, und auch er setzt das Erfassen des Ganzen zum Schauen Gottes in Beziehung, mit dem der Schöpfer das Ganze seiner Welt umfaßt, und so sagt er vom Straßburger Münster: „Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Zäserchen alles Gestalt und alles zweckend zum Ganzen, wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele

Digitized by Google

ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und G o t t gleich sprechen kann: Es ist gut!"

Dieser gottgleiche Blick, der das Ganze umfaßt, ist nun aber bei Goethe nicht wie bei Kant der dem Menschen v e r s a g t e intuitive Verstand, sondern er ist der Blick des Genies, das Erkenntnisorgan des irdischen Genius, das er mit Gott gemeinsam hat. Kant hatte das Genie wohl in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur gebracht, es aber von allem Göttlichen oder gar von Gott selbst sorgfältig geschieden. Da, wo der geniale Mensch sich als von überirdischen Mächten inspiriert und begeistert gibt, geschieht dies für Kant „unter großer Gefahr der gesunden Vernunft". Die gesunde Vernunft aber ist es, die bei Kant auf dem Wege über die Moral zu dem fehlerfreien Ideal des Gottesbegriffs führt, nicht aber die Begeisterung, die ihm als unmoralisch erscheint. So finden sich in seinen Reflexionen zur Anthropologie folgende, den Gegensatz zu Goethe am schärfsten charakterisierenden Sätze: „Ein begeistertes Genie ist jederzeit undankbar, hochmütig, unbändig und hohnsprechend. Aber so wie das Gackzen einer Henne ertragen werden muß, weil sie doch mit Wehen uns ein Ei legt, wie darum trächtige Hausfrauen gemeiniglich den Ohren viel Plage machen, weil sie sich die Beschwerlichkeit machen müssen, ein Kind zu gebären, so ist das von der plastischen Natur geschwängerte Genie auch gebieterisch, hochmütig und trotzig, weil es unter beschwerlichen Verzückungen der Einbildungskraft unter großer Gefahr der gesunden Vernunft uns ein Kind gebäret, was lieblich anzuschauen, aber, weil es ätherischen Ursprungs ist, sich augenblicklich in Äther auflöset, nachdem man ihm die Hülle der mystischen Sprache abgezogen hat. Ihr Tadel trifft alles; denn das inspirierte Genie sieht alles unter sich, weil es sich über die Region der körperlichen Luft, in der die gemeinen Pflanzen der gesunden Vernunft aufwachsen, erhoben hat. Es bringt niemals etwas zustande, sondern ist unerschöpflich an viel enthaltenden Idolen der Vernunft, die vor ihren Augen mächtig herumschwärmen." Für Goethe aber haben gerade die Erkenntnisse des Genies den Wert reinster und unmittelbar erkannter Wahrheit. Wenn Kant dem Menschen die Fähigkeit der intuitiven Erkenntnis abspricht, so ist es für Goethe gerade das Genie, das diese Fähigkeit besitzt, und für ein solches Ge-

Digitized by Google

nie hat er ſich ſelbſt gehalten. Als er dann auf der Höhe ſeines Schaffens und Forſchens jene Stelle der Kritik der Urteilskraft las, bemerkte er zu Kants Ausführungen: „Zwar ſcheint der Verfaſſer hier auf einen göttlichen Verſtand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erſte Weſen annähern wollen: ſo dürfte es wohl im Intellektuellen derſelbe Fall ſein, daß wir uns, durch das Anſchauen einer immer ſchaffenden Natur, zur geiſtigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machen. Hatte ich doch erſt unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typiſche raſtlos gedrungen, war es mir ſogar geglückt, eine naturgemäße Darſtellung aufzubauen, ſo konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge ſelbſt nennt, mutig zu beſtehen."

Was für Kant ein Abenteuer der Vernunft war, das war für Goethe die ſeiner Natur entſprechende Erkenntnisweiſe. Womit Kant in ſeinem Alter endete, damit fing der junge Goethe an: mit dem Bemühen, den lebendigen Organismus und die ganze lebendige Natur denkend zu erfaſſen. Wovor Kant zurückſchreckte: die Anerkennung des Genialen als des Göttlichen, das war gerade Goethes innerſte Überzeugung, die ſeinem Leben und Streben, die ihm ſelbſt den Wert und den Sinn gab, für den allein es ſich lohnte zu leben und — wie wir ſehen werden — auch zu ſterben.

Was das Genie mit dem Göttlichen, dem Übermenſchlichen verbindet und geradezu gottgleich macht, iſt ihm nicht nur die gleiche Art des Schauens, die intuitive Erfaſſung des Ganzen vor ſeinen Teilen, ſondern noch mehr die gleiche Art des Schaffens. Denn was Gott und was das Genie ſchafft, iſt dasſelbe. Es iſt Natur! Was ein Genie iſt, das geht dem jungen Goethe an dem Studium Shakeſpeares auf. Er iſt ihm das Genie ſchlechthin. In ſeinem Entwurf einer Rede zum Shakeſpeare-Tag heißt es: „Und ich rufe Natur! Natur! Nichts ſo Natur als Shakeſpeares Menſchen.... Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug ſeine Menſchen nach, nur in koloſſaliſcher Größe; darin liegts, daß wir unſere Brüder verkennen; und dann belebte er ſie alle mit dem Hauch ſeines Geiſtes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtſchaft. Und was will

Digitized by Google

sich unser Jahrhundert verstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an anderen sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätt ich anders gemacht! Hintendrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespearen die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben."

Diese Natur aber ist nichts Willkürliches, sondern sie ist ganz erfüllt von einer immanenten Gesetzlichkeit, die in Steinen, Pflanzen und Tieren ebenso waltet wie im Menschenleben. Zwischen dem alten Goethe, der die „Wahlverwandtschaften" schrieb, in denen unerbittliche in den Menschen und in den Dingen liegende Gesetze das tragische Schicksal bedingen, und dem jungen Goethe gibt es hier keinen wesentlichen Unterschied; denn schon in dieser Rede heißt es: „Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Pläne sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, kleine Pläne; aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ich, die prätendierte Freiheit unseres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt." Im Schaffen des Genies offenbart sich nicht jene genialische Willkür, Regellosigkeit und Zügellosigkeit, die Kant vor Augen steht, wenn er sich bei der Abfassung der angeführten Stelle einen genialen Menschen vorstellt, so daß er kurz darauf bemerkt: „Das Genie ist ein Gestörter, den ein anderer erstlich auslegen muß."

Goethe hat überhaupt eine gänzlich andere Vorstellung vom Wesen des Genies als Kant, der in der Kritik der Urteilskraft die Eigenschaften des Genies sorgfältig registriert und numeriert, nämlich: „daß Genie 1. ein Talent sei, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen: nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgendeiner Regel gelernt werden kann; folglich, daß Originalität seine erste Eigenschaft sein müsse. 2. Daß, da es auch originalen Unsinn geben kann, seine Produkte zugleich Muster, d. i.

Digitized by Google

exemplariſch ſein müſſen; mithin ſelbſt nicht durch Nachahmung entſprungen, anderen doch dazu, d. i. zum Richtmaß oder Regel der Beurteilung dienen müſſen. 3. Daß es, wie es ſein Produkt zuſtande bringe, ſelbſt nicht beſchreiben, oder wiſſenſchaftlich anzeigen könne, ſondern daß es als Natur die Regel gebe; und daher der Urheber eines Produkts, welches er ſeinem Genie verdankt, ſelbſt nicht weiß, wie ſich in ihm die Ideen dazu herbei finden, auch es nicht in ſeiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und anderen in ſolchen Vorſchriften mitzuteilen, die ſie inſtand ſetzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen. (Daher denn auch vermutlich das Wort Genie von Genius, dem eigentümlichen, einem Menſchen bei der Geburt mitgegebenen, ſchützenden und leitenden Geiſt, von deſſen Eingebungen jene originale Ideen herrührten, abgeleitet iſt.) 4. Daß die Natur durch das Genie nicht der Wiſſenſchaft, ſondern der Kunſt die Regel vorſchreibe und auch dieſes nur, inſofern dieſe letztere ſchöne Kunſt ſein ſoll."

Für Goethe iſt die erſte Eigenſchaft des Genies nicht die Originalität. Er hat auf Originalität weder bei ſich ſelbſt noch bei anderen Wert gelegt. Von ſeinem Dichten ſagt er: „Das Benutzen der Erlebniſſe iſt mir immer alles geweſen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt ſtets für genialer gehalten als mein Genie." Und im Hinblick auf ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſchreibt er: „Ich war längſt überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne gar wohl in den Überlieferungen angedeutet finden, was wir ſelbſt gewahr werden und denken oder wohl gar hervorbringen. *Wir ſind nur Originale, weil wir nichts wiſſen.*" Das Genie iſt nur in demſelben Sinn ein Original, wie jedes Individuum überhaupt, eine in ſich abgeſchloſſene Monade, die nur in ſich aufnimmt, was ihrem Weſen entſpricht, bei der aber dieſes Weſentliche charakteriſtiſcher, eigenartiger und mit größeren Energien geladen iſt als bei anderen Individuen, weshalb dieſe Monaden ſich auch länger und über den Tod hinaus erhalten als die ſchwächeren anderen.

Auch mit Kants zweitem Merkmal des Genies, daß nämlich ſeine Schöpfungen zur Nachahmung zu empfehlende Muſter ſein ſollen, die anderen zum Richtmaß und zur Regel der Beurteilung dienen,

Digitized by Google

konnte Goethe sich in dem von Kant gemeinten Sinne nicht völlig einverstanden erklären. Vor dem großen Genie sinkt der dreiste Mut, es nachzuahmen, dahin; man kann auch nicht unmittelbar von ihm lernen oder gar aus seinen Werken Regeln abstrahieren, nach denen andere schaffen oder kritisieren sollen. So schreibt Goethe über Shakespeare: „Ein dramatisches Talent, wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin, von Shakespeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin, ihn zu studieren. Studierte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Und woher hätte einer den Mut nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandner unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war." Und doch wirkt das Werk des Genies und bringt in anderen großen Menschen wieder geniale Werke hervor; nur nicht durch eine solche äußerliche Nachahmung und Aneignung vermeintlicher Regeln und Prinzipien, wie Kant es sich denkt. Goethe fordert: „Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umganges mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen." Auf Eckermanns Einwand, daß bei so vielen Philologen, die sich mit den Griechen befassen, von diesem Einfluß nicht viel zu spüren sei, daß sie „eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte" blieben, entgegnet Goethe: „Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das Herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe

Digitized by Google

heranwachsen." Man sieht: der geniale und der große Mensch fallen bei Goethe zusammen. Die großen Menschen aber lernen voneinander nicht durch Nachahmung und durch Übernahme von Regeln und Prinzipien; sie stehen zueinander in einem metaphysisch begründeten Verhältnis, das sich in vertrautem Umgang über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg immer enger gestaltet. Es ist das Verhältnis der inneren, erlebten Verwandtschaft. Als er Sokrates studiert, „den philosophischen Heldengeist", ruft er aus: „Ich brauche Zeit, das zum Gefühl zu entwickeln!" Es kommt darauf an, sich „zu der wahren Religion hinaufzuschwingen, der statt des Heiligen ein g r o ß e r M e n s c h erscheint, den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke, und rufe: Mein Freund und mein Bruder! Und das mit Zuversicht zu einem großen Menschen sagen zu dürfen!"

Kants dritte Bemerkung, daß das Genie selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen bilden und es daher auch nicht vermag, anderen Vorschriften mitzuteilen, die sie instand setzen, Gleichartiges hervorzubringen, läßt sich auch aus Goethes Gedanken über das Wesen des Genies begründen.

Mit dem vierten Merkmal jedoch, „daß die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst die Regel vorschreibe", könnte Goethe in keiner Weise einverstanden sein, einmal weil sich vom Werke des Genies keine Regeln abnehmen lassen und man von ihm nichts lernen kann, wenn man mit ihm nicht verwandt ist, dann aber weil Goethe diese Trennung der Wissenschaft von der Kunst niemals zugegeben hat, sondern alles daran setzte, sie zu überwinden: „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen." Was das Wesen der Schöpfung des Genies ausmacht, sind nicht die genialen Einfälle, die Produkte der Einbildungskraft, die willkürlich schweifenden Phantasien, die „Genieschwünge", von denen Kant am Ende der

Digitized by Google

Kritik der praktischen Vernunft so verächtlich spricht, sondern die innere, unmittelbar überzeugende Wahrheit, die strenge Notwendigkeit des Zusammenhangs, die treue Wiedergabe der Wirklichkeit, der keine Einbildungskraft und keine Phantasie nahe kommt; „denn die Phantasie kann sich nie eine Vortrefflichkeit so vollkommen denken, als sie im Individuum wirklich erscheint. Nur vager, neblicht, unbestimmter, grenzenloser denkt sie sich die Phantasie. Aber niemals in der charakteristischen Vollständigkeit der Wirklichkeit."

In dem, was Goethe vom Genie fordert: Wahrheitsstreben und Wirklichkeitstreue, in denen zugleich das Wesen der Schönheit besteht, darin sah er auch den innersten Kern seines eigenen Strebens als Künstler und als Forscher. Treten schon beim jungen Goethe Wahrheit und Schönheit in engster Verbindung miteinander auf, so setzt sich in dem sein Wirken überblickenden gereiften Goethe die Erkenntnis durch, daß sein geniales Streben nach dem Schönen nichts anderes war als ein Erfassen des Wahren in der Wirklichkeit. „Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet ... und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst." — „Sich auf den Fuß dessen zu setzen, was sein muß", das bezeichnet er als seine Tugend, zu der aber nur „wenige Menschen fähig sind". Aus Venedig schreibt er: „Meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist." Von einem damals neu erschienenen Buche über Napoleon aber heißt es: „Das Buch ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabei, welchen großartigen Charakter das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt." Das Wahre ist das Schöne, ist das Großartige und die Erkenntnis und das Aussprechen, das Formen und Bilden des Wahren ist das Geniale.

Hiermit steht Goethe nicht nur zum Geniebegriff der Stürmer und Dränger, die im Werke des Genies den Ausdruck reinster Subjektivität und Originalität sahen, von vornherein in einem zunächst unbewußten, dann immer bewußter herausgearbeiteten Gegensatz, er entfernt sich nicht nur weit von der Vorstellung, die sich ein Kant

Digitized by Google

im Hinblick auf dieſe ſubjektive Genialität vom Weſen des Genies machte, ſondern er gehört zu denen, die wie Herder Kants ganze Philoſophie an einem den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Anlagen und die ganze Menſchheit umfaſſenden Humanitätsideale maßen und richteten, die wie Schiller um der moraliſchen Rechtfertigung ihres künſtleriſchen Schaffens willen über Kant hinausſtrebten, die wie Schelling und Hegel aus den Quellen der Myſtik ſchöpften und den von Gottes Geiſt erfüllten, gottebenbildlichen Menſchen, durch deſſen Gedanken, Worte und Werke Gott ſelbſt ſich offenbart, und die von Gottes Leben erfüllte und durchpulſte Natur der gottverlaſſenen und dem Naturgeſetz verfallenen Kreatur und dem auf ſeine autonome Vernunft verwieſenen Menſchen gegenüberſtellten. Es handelt ſich dabei nicht nur um die Auseinanderſetzung einzelner philoſophiſcher, wiſſenſchaftlicher und äſthetiſcher Theorien, ſondern um einen erbitterten Kampf von Menſchen gegen Menſchen um das, was am Menſchen ſelbſt für die Kultur und vor Gott wertvoll ſein und dem höchſten Wert genügen ſollte. Als höchſter Wert aber hatte ſich in der Zeit der Aufklärung nach Jahrhunderte langem Ringen gegen die Zumutung, an die Unwahrſcheinlichkeiten und Abſurditäten einer nicht mehr verſtandenen religiöſen Dogmatik blindlings zu glauben, der Wert der *Wahrheit* durchgeſetzt. Dem immer empfindlicher werdenden Wahrheitsgewiſſen fiel zunächſt die Religion ſelbſt zum Opfer, ſoweit ſie nicht als natürliche Religion vor der natürlichen, dem Wahrheitsgewiſſen allein unterſtehenden Vernunft beſtehen konnte. Dieſer Entwertung der poſitiven Religion folgte die Entwertung der Kunſt, die als bloßer ſchöner Schein, als Produkt einer dem Wahrheitsgewiſſen nicht unterſtehenden und von der Vernunft nicht beherrſchbaren Phantaſie keinen Anſpruch auf Wahrheitswert erheben durfte. Dementſprechend werden die einzelnen Kulturgebiete bewertet.

In Kants Werken tritt eine Skala der Kulturwerte klar und deutlich hervor. Vom ſchlechthin Wertvollen ſinkt ſie ab zum weniger Wertvollen bis zum faſt völlig Wertloſen, je weiter ſich die einzelnen Bereiche vom Hochwert der Wahrheit entfernen. Auf der höchſten Sproſſe finden wir die Wiſſenſchaften und die wiſſenſchaftliche Erkenntnis; ihnen nur kommt der volle Wahrheitswert zu. Dann folgt

Digitized by Google

die Moral, die schon nicht mehr eine Sache der reinen Erkenntnis, sondern des Vernunftglaubens an das Ideal ist, dessen Existenz sich theoretisch nicht beweisen, dessen Notwendigkeit sich aber noch mit den Kräften der bloßen Vernunft einsehen läßt. Zwar hat die praktische Vernunft im wirklichen Leben den Primat vor der theoretischen; aber in einem Reiche des reinen Geistes, in einer intelligiblen Welt geht die praktische Vernunft in der theoretischen als der ihr übergeordneten auf. Gegen die Moral sinkt die Religion auf eine tiefere Stufe herab; ihr größter Teil, vor allem Kultus, Gebet, Kirche und Dogmatik, fällt als Aberglaube ganz aus dem Bereich des Wertvollen heraus; ihr kleinerer Teil, ihr moralischer Gehalt, soweit er sich innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft unterbringen und als Vernunftglaube halten läßt, bleibt allein als das noch Wertvolle erhalten. Am weitesten vom Wahrheitswert entfernt erscheint die Kunst. Sie ist nur noch „schöner Schein"; ihr fehlt der Ernst, und sie ist nur ein „freies Spiel der Einbildungskraft". Soll sie Wert haben, so muß sie ihn aus dem Bereiche der Moral beziehen. Das Verhältnis von Moral und Kunst ist aber kein gegenseitiges. Die Moral ist in sich selbständig und bedarf der Kunst und der künstlerischen Mittel nicht, wohl aber muß sich die Kunst, wenn sie innerhalb der Kultur und vor Gott irgendwelchen Wert haben will, von der Moral die Rechtfertigung ihres bloßen Daseins holen. So sagt Kant: „In aller schönen Kunst besteht das Wesentliche in der Form, welche für die Beobachtung und Beurteilung zweckmäßig ist, wo die Lust zugleich Kultur ist und den Geist zu Ideen stimmt, mithin ihn mehrerer solcher Lust und Unterhaltung empfänglich macht; nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung), wo es bloß auf Genuß angelegt ist, welcher nichts in der Idee zurückläßt, den Geist stumpf, den Gegenstand nach und nach anekelnd und das Gemüt durch das Bewußtsein seiner im Urteile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung mit sich selbst unzufrieden und launisch macht. Wenn die schönen Künste nicht nahe oder fern mit moralischen Ideen in Verbindung gebracht werden, die allein ein selbständiges Wohlgefallen bei sich führen, so ist das letztere ihr endliches Schicksal. Sie dienen alsdann nur zur Zerstreuung, deren man immer desto mehr bedürftig wird, als man sich ihrer bedient, um die Unzufriedenheit

Digitized by Google

des Gemüts mit ſich ſelbſt dadurch zu vertreiben, daß man ſich immer noch unnützlicher und mit ſich ſelbſt unzufriedener macht." Dieſe Rangordnung der einzelnen Kulturgebiete, die durch das Meſſen am Wahrheitsbegriff der Aufklärung entſteht, zieht eine Rangordnung der menſchlichen Perſönlichkeiten und ihrer „Lebensformen" im Sinne Eduard Sprangers nach ſich.

Der theoretiſche Menſch hat den höchſten Wert, ihm folgen in raſch abſteigender Wertung der moraliſche, der religiöſe und zuletzt der äſthetiſche Menſch. Gegen dieſe Achtung und Entwertung des religiöſen und des äſthetiſchen Menſchen erheben ſich alle Gegner der Aufklärung und alle Kritiker der Philoſophie Kants.

Allen voraus ſtürmt Herder und errichtet das Ideal der vollen Humanitas, deſſen Träger der ganze, volle Menſch iſt, in dem die erkennenden, die ſittlichen, die religiöſen und äſthetiſchen Vermögen eine einzige Harmonie bilden. Er ſieht bereits, daß der Rückzug der Stürmer und Dränger, denen auch der junge Goethe folgen möchte, auf das Gefühl und in das Geſtrüpp des Irrationalen keine Überwindung der Aufklärung, ſondern ein Ausweichen vor dem unüberwindlichen Hochwert der durch Vernunft und Erkenntnis verteidigten Wahrheit iſt, auf einen ſumpfigen Boden, von dem aus man nicht mehr kämpfen kann. Nur wenn der religiöſe und der äſthetiſche Menſch ſich mit dem Aufklärer auf denſelben Boden der Wahrheit ſtellte, konnte er ſeine Gleichberechtigung auch vor ſeinem eigenen Wahrheitsgewiſſen erfechten. Goethe hat dieſen Boden raſch gewonnen und ſeinem jugendlichen Fauſt, für den Gefühl noch alles war, ſelbſt als Mephiſto die Worte entgegengeſetzt: „Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft, des Menſchen allerhöchſte Kraft!"

Neben ihm kämpfte alsbald Schiller um die Rechtfertigung ſeiner Exiſtenz als äſthetiſcher Menſch gegen den Geiſt der Aufklärung, der in ihm ſelbſt lebte, gegen Kant, von dem er die Kunſt als „Spiel" und als „ſchönen Schein" zu verſtehen gelernt hatte, für den Wahrheitsgehalt der Kunſt. Er konnte als Idealiſt nicht ſo weit gehen wie Goethe, dem als „verſtocktem Realiſten" in der Wirklichkeit, der er ſich hingab, die Wahrheit aufleuchtete. Aber er gelangte doch ſo weit, daß er das äſthetiſche Erkennen als eine Vorſtufe dem wiſſenſchaftlichen Erfaſſen der Wahrheit vorausgehen und

Digitized by Google

am Ende der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts mit ihm zusammenfließen ließ. „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land." Und:

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

Mag auch die Wahrheit sich von ihrer Schwester, der Schönheit, in diesem Jahrhundert getrennt haben, im kommenden werden beide sich wieder vereinigen. So ruft er den Künstlern zu:

Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel,
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spricht in tausendfacher Klarheit
Bezaubert um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück.

Die philosophische Einheit von Wissenschaft, Kunst und Religion wird dann von Schelling in der Identitätsphilosophie geschaffen. Zunächst wird die Kunst mit der Wissenschaft in der Gestalt einer Philosophie der Kunst vereinigt: „Ich konstruiere demnach in der

Digitized by Google

Philosophie der Kunst zunächst nicht die Kunst als Kunst, als dieses Besondere, sondern ich konstruiere das Universum in der Gestalt der Kunst, und Philosophie der Kunst ist Wissenschaft des Alls in der Form oder Potenz der Kunst. Erst mit diesem Schritt erheben wir uns in Ansehung dieser Wissenschaft auf das Gebiet einer absoluten Wissenschaft der Kunst. .... Wie für die Philosophie das Absolute das Urbild der Wahrheit — so für die Kunst das Urbild der Schönheit. Wir werden daher zeigen müssen, daß Wahrheit und Schönheit nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen des Einen Absoluten sind." Dann läßt Schelling in der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung die Wissenschaft vom Wahren und die Wissenschaft vom Schönen in der beiden übergeordneten religiösen Wahrheit aufgehen.

Vollendet wird die Rechtfertigung des religiösen und des ästhetischen Menschen durch Hegel, der zugleich den letzten Kampf gegen die Flucht vor der Vernunft, vor der Erkenntnis und dem Wissen um die Wahrheit in das Gebiet des Gefühls und des Glaubens aufnimmt, den Kampf gegen seinen großen Gegner Schleiermacher, den Theologen des Gefühls, dem die „Provinz im Gemüte" des Menschen gehört, in der die Religion ihre eigentliche Heimat haben soll. Ihm hält er entgegen, „daß das Denken das Eigenste ist, wodurch der Mensch sich vom Vieh unterscheidet, und daß er das Empfinden mit diesem gemein hat". Religion ist auf ihrer höchsten Stufe der Entwicklung nicht mehr Glaube, sondern Wissen und Erkenntnis Gottes als des absoluten Geistes, der zugleich die Wahrheit ist. Zur Religion aber gehört die Kunst als Offenbarung des Göttlichen in irdischer Erscheinung: „Denn in der Kunst haben wir es mit keinem bloß angenehmen oder nützlichen Spielwerk, sondern mit der Befreiung des Geistes von dem Gehalt und den Formen der Endlichkeit, mit der Präsenz und Versöhnung des Absoluten im Sinnlichen und Erscheinenden, mit einer Entfaltung der Wahrheit zu tun, die sich nicht als Naturgeschichte erschöpft, sondern in der Weltgeschichte offenbart, von der sie selbst die schönste Seite und den besten Lohn für die harte Arbeit im Wirklichen und die sauren Mühen der Erkenntnis ausmacht."

Erst diese Worte Hegels, mit denen er seine Vorlesungen über

Digitized by Google

Ästhetik, die in den Jahren 1818 bis 1828 entstanden, schließt, geben ganz das wieder, was Goethes langes Leben und Streben erfüllte, das neben der hier nur durch die wichtigsten Punkte angedeuteten Entwicklungslinie von Kant zu Hegel herlief, ohne mit ihr zusammenzufallen, da er stets in seiner Entwicklung ein Stück weiter war als die anderen, die mit ihm zu demselben Ziele strebten. Er nahm die Rechtfertigung des ästhetischen und auch des religiösen Menschen im Sinne des mystisch, nicht durch das Gefühl, sondern mit Spinoza durch das Denken begründeten Pantheismus voraus und führte sie in sich selbst durch. Ihm ist Kunst von vornherein kein „angenehmes oder nützliches Spielwerk". In ihr erfaßt er zuerst unbewußt, dann mit voller Klarheit über sein Streben im Endlichen und Individuellen das Absolute und das Göttliche. Sie ist ihm „Entfaltung der Wahrheit" in der Natur und im Menschenleben; aber das alles nur durch „die harte Arbeit im Wirklichen und die sauren Mühen der Erkenntnis". Und so sieht ihn auch Schiller in seinem schönen Briefe, in dem er Goethe die Hand zu gemeinsamem Schaffen reicht: „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Pythia und der Unsterblichkeit."

Digitized by Google

Je mehr aber der äſthetiſche und der religiöſe Menſch neben dem erkennenden, dem wiſſenſchaftlichen Menſchen ihr Recht durchſetzen, um ſo ſtärker ſcheint der ethiſche Menſch, den Kant dem theoretiſchen Menſchen nicht nur unmittelbar an die Seite ſtellte, ſondern ihm in der Praxis des Lebens den Primat über den erkennenden einräumte, in den Hintergrund zu treten. Aber das iſt nur Schein. Es handelt ſich vielmehr um die Neuſchöpfung des ethiſchen Menſchen aus einem ganz anderen Material, als es Kant zur Konſtruktion ſeiner Ethik verwendet hatte. War bei Kant der Menſch da, wo es um die Ethik ging, ein zwieſpältiges Weſen, zerriſſen in einen empiriſchen und einen intelligiblen Charakter, beſtand das Ethiſche in der Unterwerfung des natürlichen Menſchen unter die Vernunft, ſo bemüht ſich ſchon Schiller, dieſe bei Kant unüberbrückbare Kluft zwiſchen Natur und Geiſt auszufüllen und den ſittlichen Menſchen zur ganzen, vollen Perſönlichkeit zu geſtalten, in der es keinen Widerſpruch zwiſchen Natur und Geiſt gibt. In der „ſchönen Seele" vereinen ſich Geiſt und Natur, Freiheit und Notwendigkeit und bringen dadurch zugleich die Schönheit hervor, die aber in ihrer Vollkommenheit mit der Wahrheit zuſammenfällt, ſo daß das Wahre, das Gute und das Schöne eine untrennbare Einheit bilden.

Von Schiller wird dieſer Weg, der über Kant hinausführt, mit klaſſiſcher Klarheit beſchrieben: „Der Menſch unterdrückt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höheren Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Teil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnotwendigkeit gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letzteren ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſteren in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.... Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen desſelben in Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bei einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des

Digitized by Google

Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie i st ... In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung." In dieser Vereinigung von Natur und Gesetz zu einer Harmonie in einem Menschen besteht dann bei Schelling das Wesen des Genies. Hegel aber durchläuft in seiner Phänomenologie des Geistes noch einmal den ganzen Weg, der vom zerrissenen, „unglücklichen" Bewußtsein bis zur schönen Seele führte, und hier finden sich unter der Überschrift „Die schöne Seele" die merkwürdigen Worte: „Das Gewissen also in der Majestät seiner Erhabenheit über das bestimmte Gesetz und jeden Inhalt der Pflicht legt den beliebigen Inhalt in sein Wissen und Wollen; es ist die moralische Genialität, welche die innere Stimme ihres unmittelbaren Wissens als göttliche Stimme weiß, und indem sie an diesem Wissen ebenso unmittelbar das Dasein weiß, ist sie die göttliche Schöpferkraft, die in ihrem Begriff die Lebendigkeit hat. Sie ist ebenso der Gottesdienst in sich selbst, denn ihr Handeln ist das Anschauen dieser ihrer eigenen Göttlichkeit." Wollte man Goethes Ethik in einen kurzen Ausdruck hineinpressen, so könnte man keinen besseren finden als die Worte Hegels: „moralische Genialität", oder vielleicht sogar „geniale Moralität". Das Genie, aus dem die Natur, aus dem das Göttliche spricht, schafft nicht nur das Wahre und das Schöne, sondern auch das Sittliche. Es folgt nur der inneren Stimme, dem Gewissen; es ist erhaben über jedes bestimmte Gesetz und jeden Inhalt der Pflicht; aber es hat jeden beliebigen Inhalt in sein Wissen und Wollen aufgenommen. Goethe nimmt auch hier in seiner eigenen Entwicklung und aus seiner eigenen Natur heraus viel von dem vorweg, was in Hegel seinen reifsten Ausdruck erlangte.

Von den Werken des jungen Goethe ist es der Prometheus, in dem wir diese moralische Genialität am klarsten in ihrer ersten, ursprünglichen, noch ungefügen Form hervortreten sehen. Von hier bis zur „Wendung nach innen", bei der das „Gewissen" als die „Sonne des Sittentags" aufleuchtet, geht es durch eine weit gespannte Entwicklung und zahlreiche Metamorphosen in Goethes an ethischen Konflikten so reichem Leben hindurch bis zu der Höhe

Digitized by Google

hinauf, auf der wir Hegel fanden; aber die Keimblätter, die im Prometheus vor uns liegen, laſſen doch ſchon die Grundform der Struktur des Ganzen erkennen. Da haben wir zuerſt die leidenſchaftliche Ablehnung eines Sittengeſetzes, das aus einer anderen Welt ſtammt, das von außen an die Menſchen herantritt als Befehl und Gebot eines jenſeitigen Gottes. Dieſe Ablehnung aber erfolgt nicht aus bloßem Trotz, ſondern auf Grund einer bitteren Erfahrung:

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ſich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
— — — — — — — — — —
Haſt du mich nicht oft geſehen
In ſelbſterwählter Knechtſchaft
Die Binde tragend, die ſie
In feierlichem Ernſt auf meine Schultern legten?
Hab ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte,
Sie ſähen das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot,
Sei uranfängliche,
Uneigennützige Weisheit?

Mit dieſer Abkehr iſt zugleich die Wendung nach innen und auf ſich ſelbſt gegeben:

Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut.

Damit aber iſt durchaus nicht alles Göttliche verneint. In der Göttin Minerva, der Göttin der „uranfänglichen, uneigennützigen

Digitized by Google

Weisheit", tritt ihm *seine* Gottheit entgegen, und in den Worten, die Prometheus an sie richtet, enthüllt Goethe seinen eigenen Gottesbegriff:

Und du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spräche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig,
Ewig meine Liebe dir!

Damit ist die Gottheit in den Menschen selbst hineingenommen; sein Herz ist heilig, wenn es glüht, wenn es wähnt, eine Gottheit spräche aus ihm. Aus dem heilig glühenden Herzen aber entspringt zugleich die Schöpferkraft des Genies, die es Gott gleich macht. Die Götter, die aus einem Jenseits in diese Welt hineinwirken wollen, sind damit unnütz und überflüssig geworden, sosehr es ihnen auch am Herzen liegen mag, sich in dieses irdische Leben mit ihrer Herrschaft einzumischen:

Sie wollen mit mir teilen, und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu teilen habe.
Das was *ich* habe, können sie nicht rauben,
Und was *sie* haben, mögen sie beschützen.
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

—

Wie vieles ist denn dein?

—

Digitized by Google

Der Kreis, den meine Wirkſamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber!
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß ſie mich begaffen?
— — — — — — — — — —
Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl ich mich;
Hier alle meine Wünſche
In körperlichen Geſtalten.
Meinen Geiſt ſo tauſendfach
Geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.

Dieſe Grundhaltung der ſittlichen, auf ſich ſelbſt geſtellten Perſönlichkeit iſt durch Goethes ganzes Leben hindurch trotz mancher Abſchwächungen und Biegungen dieſelbe geblieben, und wir finden ſie noch im letzten Werke, im fünften Akt des zweiten Teils des Fauſt wieder:

Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh er ſeinen Gang,
Im Weiterſchreiten find er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Dieſe Worte ſpricht Fauſt als Antwort auf die Frage: „Haſt du die Sorge nie gekannt?“ Die Sorge des um ſein Seelenheil beſorgten Menſchen, auch die Sünde im chriſtlichen Sinne als das Hemmnis, das ſich dem Menſchen in ſeinem Streben nach dem Höchſten, nach Gott ſelbſt, in den Weg ſtellt, iſt Goethe nicht unbekannt geblieben. Sein Prometheus weiß, daß er frevelt, ſein Fauſt begeht die Sünde

Digitized by Google

mit klarem Bewußtsein, wenn er mit dem Teufel paktiert; aber der Sorge, die ihm den Weg zur Hölle zeigen will, wirft er mit demselben titanischen Trotz, der seine Jugenddichtung durchglüht, die Worte entgegen:

Doch deine Macht, o Sorge schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Und bei diesem Willen, Sünde und Sorge nicht anzuerkennen, ist es geblieben, so viel Qual und Not sich in sein Leben drängen mochten. Die Reue und das Nachdenken über Unabänderliches werden stets zurückgestoßen, und der Blick von ihnen vorwärts gelenkt auf die Forderung des Tages, auf den gegenwärtigen Augenblick. Das Menschenleben erscheint als ein Schweben zwischen zwei unversöhnlichen Gegensätzen: der Freiheit und dem Anspruch auf Selbstbestimmung auf der einen, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal auf der andern Seite, zwischen Dämon und Tyche, zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und der Ewigkeit. Das Streben Goethes aber geht dahin, das dem Menschen zugedachte Schicksal in seine „prätendierte Freiheit" hineinzuziehen, dadurch daß er jedes Individuum in seiner Eigenart schicksalhaft bestimmt sein läßt, so daß es gar nichts anderes wollen kann, als was zu seinem Schicksal gehört, und alles, was Tyche bringen mag, wird von dem Dämon im Menschen so verarbeitet, wie es seinem Wesen entspricht. Was aber in dieses Wesen nicht eingeht, wird abgestoßen, wie der Organismus einen Fremdkörper, der in ihn eindringt, unter heftigem Fieber und mit Anstrengung aller seiner in ihm liegenden Kräfte wieder auszustoßen sucht. So sind Freiheit und Notwendigkeit, Selbstbestimmung und Schicksal, Dämon und Tyche, Augenblick und Ewigkeit nur die negativen und positiven Pole ein und desselben Lebensstromes. Und nicht anders verhält es sich mit den beiden ethischen Gegensätzen Gut und Böse. Schon in der Shakespeare-Rede finden wir die Worte: „Das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe."

So stoßen wir am Ende dieser Betrachtung auf eine Reihe von

Digitized by Google

einander polar entgegengeſetzten Begriffen, die Goethe durch ſein Denken zu einer Einheit zuſammenzwingt, um hierdurch ſein eigenes Weſen auszudrücken. Damit aber glaubt er nicht nur ſein eigenes Weſen, ſondern zugleich das der Natur außer ihm zu erfaſſen; denn er ſelbſt iſt ja Natur und will nichts anderes ſein, oder die Natur ſelbſt iſt es, die in ihm wirkt und ſchafft und die — wie er es von Shakeſpeare ſagte — auch aus ihm „weisſagt". So muß ſie nicht nur in ihm, ſondern auch in ſeinen Schöpfungen zu finden ſein mit dem Geſetz, dem ſie folgt.

Unter den Gedichten dieſer Zeit heben ſich nun als für Goethes Denken beſonders wichtig diejenigen hervor, in denen das Leben der Natur und das Leben der Menſchen zuſammenklingt zu einer Einheit, zu *einer* Bewegung, die — für Goethes ganze ſpäter bewußt werdende Weltanſchauung wichtig — einen in ſich geſchloſſenen *Kreis* einer Entwicklung darſtellt, die in ihren Anfang zurückläuft. So vor allem Mahomets Geſang vom Felſenquell, der nach Vollendung ſeines Laufs zu ſeinem Urſprung zurückkehrt:

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden *Erzeuger*
Freudebrauſend an das Herz.

Und dann dasſelbe Motiv im Geſang der Geiſter über den Waſſern:

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Der Gedanke des *Kreislaufs* aller natürlichen und darum auch aller menſchlichen Entwicklung aber verbindet ſich ſchon beim jungen Goethe mit dem für ſein ſpäteres Denken ſo wichtigen Begriff der *Polarität*. Er, der die Wirklichkeit und nicht ein Ideal ſucht, ſieht die Natur mit ganz anderen Augen an, als ein Rouſſeau ſie ſeine Zeitgenoſſen zu ſehen gelehrt hatte. War für Rouſſeau die

Digitized by Google

Natur ein Idyll, der Hort aller Unschuld, aller Reinheit und Güte, zu dem der Mensch aus der verdorbenen Kultur flüchtet, so sieht Goethe in der Natur auch deren andere Seite, den Gegenpol, nicht nur das liebliche Leben und Weben, nicht nur den Frieden der Schöpfung, sondern auch die ständige Vernichtung, die Grausamkeit, den Tod, der in allem Leben wirkt. Sein Werther ist erfüllt von dem „vollen, warmen Gefühl seines Herzens an der lebendigen Natur, das ihn mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt ihm zu einem Paradiese schuf." Ihm eröffnet sich „das innere, glühende, heilige Leben der Natur", und er ruft aus: „Wie faßt ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele." Dann aber kommt der unvermittelte Umschlag in den Gegensatz: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewigen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! Da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt..... Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Woran Werther zugrunde geht, das ist nicht nur das Liebeserlebnis; es ist die ihn selbst vernichtende überquellende Natur, die sich in ihm und in dieser leidenschaftlichen Liebe offenbart: „Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wesen des All-liebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten — dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das

Digitized by Google

wieder ausdrücken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund — aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen." Dieſes Zugrundegehen, dieſes Erliegen unter der Gewalt der Herrlichkeit der Erſcheinungen, dieſes Sterben des Menſchen in dem Augenblick, in dem er die Fülle des Lebens in ſich aufnimmt, dieſer jähe Übergang aus dem aufs höchſte geſteigerten Leben in den Tod, iſt ein durchaus eigenartiges Motiv, das in dieſer Form nur bei Goethe auftaucht. Wir müßten in der europäiſchen Geiſtesgeſchichte bis zu Heraklit zurückgehen, um dieſen unmittelbaren Umſturz der Gegenſätze: Leben in Tod und Tod in Leben, wiederzufinden. Sehen wir uns weiter in den Werken des jungen Goethe um, ſo tritt uns das ganze Weltbild Heraklits plötzlich in wenigen Verſen des „Satyros" in kurzen Strichen gezeichnet entgegen:

Wie ſich Haß und Liebe gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengeſang,
Sich täte Kraft in Kraft verzehren,
Sich täte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab ſich rollend ging,
Das all und ein und ewig Ding,
Immer verändert, immer beſtändig!

Das iſt der Kosmos Heraklits, in dem der Krieg als der Vater aller Dinge herrſcht und die Gegenſätze ineinander ſtürzen; das iſt Goethes Natur, wie er ſie im Werther ſieht als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer, noch vermehrt durch die beiden bei Empedokles auftauchenden Weltkräfte Haß und Liebe. Das iſt die Welt, die ein Friedrich Nietzſche in unmittelbarem Anſchluß an Heraklit nach dem Aufblitzen des ebenfalls auf Heraklit zurückzuführenden Gedankens der ewigen Wiederkunft aller Dinge mit den Worten beſchrieb: „Und wißt ihr auch, was mir die Welt iſt? Soll ich ſie euch in meinem Spiegel zeigen? Dieſe Welt: ein Un-

Digitized by Google

geheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste eherne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom Nichts umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts unendlich Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raume, der irgendwo leer wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen, zugleich Eins und Vieles hier sich häufend, und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr." Diese wilde, erbarmungslos ihrem eigenen furchtbaren Gesetz folgende Welt ist es, die vor den Augen des jungen Goethe sich enthüllt, wenn der Vorhang weggezogen wird, von dem er in seinem Werther spricht, oder wenn der Erdgeist selbst sich seinem Faust offenbart, der sich noch soeben in der Harmonie des Alls verlor, in dem mit segenduftenden Schwingen die Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben!
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Daß hinter der herrlichen Natur mit ihrer Schönheit, ihrer Harmonie und ihrer Formen- und Farbenfülle diese furchtbare Wirklichkeit steht, beherrscht von dem unerbittlichen Kreislauf zwischen Leben und Tod, diese düstere Wahrheit, vor der der Mensch, wenn plötzlich, und meist in entscheidenden Stunden seines Lebens der Vorhang weggezogen wird, „in allen Lebenstiefen zittert", das gibt dem Denken Goethes und seiner ganzen Weltanschauung die unheim-

Digitized by Google

liche Tiefe. Leuchtende Blütenpracht, die in Gräbern wurzelt! Helle, liebe, lichte Geſtalten wie Gretchen, nach denen plötzlich aus dem Reich eherner Notwendigkeit, in dem die Urgeſetze ihres wahren Seins beſchloſſen ſind, die kalte Hand des Todes greift. In ſich klare und ſchöne Weſen wie Iphigenie, über die plötzlich ein gewaltiges, unheimliches Schickſal hereinbricht, das in naturgegebenen Urtrieben dem Geſetze der Götter folgt, die „halten die Herrſchaft in ewigen Händen und können ſie brauchen, wie's ihnen gefällt." Ein Werther, ein Fauſt, ein Prometheus, auch noch ein Taſſo, ja auch Wilhelm Meiſter, alles Menſchen, vor denen mitten in ihrem höchſten und reinſten Streben jener Vorhang weggezogen wird, der ihren Blikken die Welt verborgen hielt, wie ſie wirklich iſt, und den dunklen Grund ſehen läßt, aus dem ſie emporſtiegen und der ſie wieder fordert. Und vor allem die Wahlverwandtſchaften, in denen die Menſchen, die Goethe ſchuf, nur noch leben als Vollbringer des Werkes der geheimnisvollen Naturkräfte, die in ihnen wirken. Und auch hier noch das unmittelbare Neben- und Nacheinander von Leben und Tod, zuerſt ſymboliſch angedeutet in dem Zuſammentreffen des Todesfalls mit der Taufe: „So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege nebeneinander zu ſehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, ſondern mit den Augen dieſe ungeheuren Gegenſätze zuſammenzufaſſen, war für die Umſtehenden eine ſchwere Aufgabe;" nur für Ottilie nicht, in der beide nebeneinander da ſind: „Das Leben der Seele war getötet, warum ſollte der Körper noch erhalten werden?" Dann wieder in der Erzählung von den wunderlichen Nachbarkindern: „Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Wildnis, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick." Und dann vollzieht ſich in der Vollendung der Liebe der Übergang vom Leben zum Tode vor unſeren Augen: „Dann waren es nicht zwei Menſchen, es war nur e i n Menſch im bewußtloſen vollkommenen Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung feſtgehalten, das andere hätte ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Vorſatz zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Rätſel, deſſen Auflöſung ſie nur miteinander

Digitized by Google

fanden." Die Lösung aber bringt beiden der Tod, und die Geschichte endet mit dem Ausblick auf das neue Leben: „und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen." Und selbst in dem Gedicht „Ist es möglich Stern der Sterne" des west-östlichen Diwans spielt sich das tändelnde Liebesspiel des Sichverlierens und Sichfindens auf dem Hintergrund dieser durch die Zerreißung des Einen in polare Gegenstände ewig werdenden und ewig sich verzehrenden Welt ab:

Auf tat sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinanderfliehn.
Rasch, in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.
Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinanderfiel.

— — — — — — — — — —

So, mit morgenroten Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Was Goethe später, ebenfalls im Diwan, als „das Lebend'ge" preist, „das nach Flammentod sich sehnet", das „Stirb und

Digitized by Google

Werde", dem der Menſch „auf der dunklen Erde" unterworfen iſt, ſtellt ſich dem jungen Goethe gar nicht ſymboliſch, ſondern ganz wirklich dar als ein Sturz vom höchſten Leben in den Tod, um dadurch neues Leben zu gewinnen. Nicht nur Werther geht aus der Fülle des Lebens, aus der aufs höchſte geſteigerten Intenſität des Gefühls eines Zuſammenklangs der von Leben übervollen Seele mit dem Weltall in den Tod, auch Fauſt ſetzt den Todestrank an die Lippen, als er den Geiſt der Erde beſchworen und geſchaut hat und ſich ihm das Leben in ſeiner Urgewalt, wallend zwiſchen Geburt und Grab eröffnete.

Ein Feuerwagen ſchwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.
Dies hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdienteſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!

Zwar gehören dieſe Verſe und der ganze Selbſtmordverſuch nicht zum Urfauſt, aber gerade das zeigt uns, wie feſt das Leben-Tod-Motiv in Goethes Denken verwurzelt war. Wir wiſſen auch nicht, wieviel vom ganzen Fauſt damals, als der Werther entſtand, in Goethe bereits lebendig war, und aus den wenigen niedergeſchriebenen Szenen des Urfauſt darf kein Rückſchluß auf das Ganze gezogen werden, wie es ſchon in ihm lebte. Zwiſchen Werthers Leiden und der Fauſtdichtung beſteht ein innerer Zuſammenhang. Sie ſind beide derſelben Lebenslage und Grundſtimmung entſprungen. Zu Eckermann ſagte Goethe: „Der Fauſt entſtand mit meinem Werther." Er nennt dann beide nochmals zuſammen: „Beim Werther und Fauſt mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen; denn das Überlieferte war nicht weit her." Wie ſehr er aber hier ſein Eigenſtes und Tiefſtes gab, dafür mögen die Worte über den Werther zeugen: „Das iſt auch ſo ein Geſchöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es iſt darin ſo viel Innerliches aus meiner eigenen Bruſt, ſo viel von Empfindungen und

Digitized by Google

Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solchen Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wiedergelesen und mich gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging." Das Wort „pathologisch" bedeutet hier nicht im modernen Sinne „krankhaft", sondern leidenschaftlich.

Wird in den Versen aus dem Faust der Gedanke angedeutet, daß der Übergang aus der höchsten Lebensfülle in den Tod seine Fortsetzung darin finden muß, daß es nun aus dem Tode in ein neues Leben hineingeht, so daß der Kreislauf vom Leben zum Tode und vom Tode wieder zum Leben geschlossen wird, so erreicht das alles bereits seinen vollsten Ausdruck in dem Tragödienfragment „Prometheus". Hier spricht der Titan zu seinem Lieblingsgeschöpf Pandora:

Prometheus: Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das ist der Tod!

Pandora: Der Tod?

Prometheus: Wenn aus dem innerst tiefstem Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will,
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst,
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in inner eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.

Pandora: O, Vater, laß uns sterben!

Digitized by Google

Prometheus: Noch nicht.
Pandora: Und nach dem Tod?
Prometheus: Wenn alles — Begier und Freud und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſt,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft, —
Dann lebſt du auf, aufs jüngſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren.

So erſcheint die Entwicklung des Menſchen als ein Kreis, der ſich von einem Pol zum entgegengeſetzten, vom Leben zum Tode und wieder zum Leben zurückbewegt. Und erſt wenn das Leben ſeinen Höhepunkt, ſeine vollſte Entfaltung erreicht hat, ſchlägt es in ſein Gegenteil, den Tod, um. Dieſes Grundgeſetz herrſcht auch in dem Fragment „Die Natur", das Goethe unter ſeine Schriften aufgenommen hat, weil es „mit den Vorſtellungen wohl übereinſtimmt, zu denen ſich ſein Geiſt damals ausgebildet hatte". Da heißt es unter vielem anderen: „Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den K r e i s l a u f ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arm entfallen ... L e b e n iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben." Hier liegen die Vorausſetzungen für Goethes ſpätere ſo eigentümliche Gedanken über die Unſterblichkeit der Seele. Das „Weggehen" und das „Wiederkommen" hat ihn gerade in der Wertherzeit beſchäftigt, und Keſtner ſchreibt darüber im Jahre 1772: „Abends kam Dr. Goethe nach dem Deutſchen Hauſe. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Geſpräch von dem Zuſtande nach dem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen uſw., welches nicht er, ſondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerſt ſtürbe, ſollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zuſtande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeſchlagen; denn er wußte, daß er am andern Morgen w e g g e h e n wollte." Wenn dann Goethe ſpäter in den Geſprächen mit Falk am Todestage Wielands die Welt ſich im Anſchluß an Leibniz aus kleinen und großen lebendigen Ganzheiten, aus unſterblichen Monaden, zuſammengeſetzt denkt, von denen

Digitized by Google

die Hauptmonaden kraft der Intensität ihrer ganz individuellen Struktur sich erhalten, während das übrige „Weltgesindel" sich im Kosmos herumtreibt und in die übrigen Elemente wieder auflöst, so reichen die Ursprünge dieser Vorstellung von den kraftvollen Hauptmonaden bis in die Zeit zurück, in der das Genie der Titan war, der mit gewaltiger Intensität eine Welt in sich hineinzog und sich selbst erweiterte zu einer Welt, so wie es Goethe seinen Prometheus aussprechen läßt:

Könnt ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Faust?
Vermögt ihr zu scheiden
Mich von mir selbst?
Vermögt ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

So steht der große Mensch, der Titan, das Genie zur Welt in der Beziehung des Mikrokosmos zum Makrokosmos, wie sie der Mystiker erlebt, der tief in sich versinkend das ganze All in seiner Seele trägt. Nur so kann auch aus Shakespeare die Natur weissagen; nur so spricht die Natur aus Goethe selbst, und vielleicht sind die Worte, die der alte Goethe über sich selber schrieb, auch von hier aus zu verstehen: „Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner inneren Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja, ich möchte sagen: Hätte ich mit Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden." Und: „Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz totes und vergebliches Bemühen."

Fassen wir nun die einzelnen Züge dieser vom jungen Goethe antizipierten Welt zusammen, so erhalten wir folgendes in sich geschlossenes Bild:

Der Gegenstandsbereich, an dem das Denken des jungen

Digitized by Google

Goethe ſich orientiert, von dem es ſeine Formen und Geſetze abnimmt, iſt das Reich der lebendigen Organismen und des Lebensprozeſſes ſelbſt. Der lebendige Organismus aber ſtellt eine Ganzheit dar, deren Teile oder Glieder nur aus dem Ganzen, aus ſeinem Sinn und ſeinem Gefüge heraus verſtanden werden können, und deren Weſen als zuſammengeſetzt gedacht wird aus den beiden Gegenſätzen des Einen und des Vielen. Der Lebensprozeß der Entwicklung des Organismus ſelbſt iſt wieder ein Ganzes, ein in ſich geſchloſſener Kreislauf, der zwiſchen den einander polar gegenüberliegenden Gegenſätzen Leben und Tod, Geburt und Grab, Haß und Liebe verläuft, und die ineinander umſchlagen, wenn der eine ſeine höchſte Steigerung erfahren hat.

Das Denkmittel, mit dem die Ganzheit erfaßt wird, iſt das intuitive, nicht das diskurſive Denken. Die Intuitionen ſelbſt werden erlebt als Offenbarungen, die nicht jedem, ſondern nur dem genialen Menſchen zuteil werden, der in dem innigſten Verhältnis zur Natur ſteht, die Welt in ſich hineinzieht oder ſich erweitert zu einer Welt, ſo daß die Natur ſelbſt aus den Werken des Genius ſpricht. Der geniale Menſch hat deshalb keine Freiheit, er iſt vielmehr an die Natur gebunden, die durch ihn ſpricht, und handelt nach ihrem, nicht nach ſeinem Geſetz. Was das Genie ſchafft, iſt daher wahr; denn es iſt die Natur ſelbſt, die es nach ihrem Geſetz hervorbrachte. Es iſt zugleich ſchön; denn nur das Natürliche, nicht das Unnatürliche kann ſchön ſein. Es iſt zugleich ſittlich; denn es geſchieht nicht aus egoiſtiſcher Willkür, ſondern nach dem Weltgeſetz, das zugleich Gottes Geſetz iſt, der dieſe Welt aus ſich erſchuf und als ihr Geſetz in ihr lebt.

Von der lebendigen Natur und den Organismen, an denen ſich dieſes Denken entwickelt, beginnt es ſich ſchon beim jungen Goethe zu löſen und zur reinen Denkform zu geſtalten, in die auch dieſer Form nicht entſprechende Stoffe gepreßt werden, zur Denkmethode und zum Denkzwang, der dazu führt, auch das Tote und den Stein ſo zu verſtehen, als wären es lebendige Ganzheiten, überall Polaritäten zu finden, die ſich in einem Kreis zuſammenſchließen, ſo daß ſich nicht nur Leben und Tod, ſondern auch Selbſtbeſtimmung und Schickſal, Freiheit und Notwendigkeit, Augenblick und Ewigkeit, Menſch und Welt, Gut und Böſe gegenſeitig bedingen und alle dieſe

Digitized by Google

Gegenſätze zu derſelben Einheit zuſammengedacht werden wie das Ganze und ſein Teil, das Eine und das in ihm enthaltene Viele.

Goethe gehört demnach in die Reihe der großen myſtiſchen Pantheiſten, deren Denken ſich am Gegenſtandsbereich der lebendigen Organismen orientiert und zu deren Erkenntnismitteln nicht das diskurſive, ſondern das intuitive Denken gehört. Aber er unterſcheidet ſich von ihnen dadurch, daß er weder in dieſe Denkform noch in das ihr entſprechende Weltbild ſo eingeſponnen iſt, daß es ihm unmöglich wäre, ſich aus ſich ſelbſt herauszufinden, die Welt auch mit anderen Augen zu ſehen und mit anderen Denkmitteln zu durchforſchen. Daß Goethe wie ſein Fauſt zwei Seelen in der Bruſt trägt, daß er alles unter einem doppelten Aſpekt, dem fauſtiſchen und dem mephiſtopheliſchen, betrachten kann und tatſächlich betrachtet, iſt oft genug geſagt und bis in die Einzelheiten hinein ausgeführt worden. Es ſind aber tatſächlich nicht nur zwei Aſpekte, zwei Weltanſchauungen, zwei Denkweiſen, zwei Wertungen, die ſich gegenüberſtehen, ſondern mehr.

Im Werther liegen zwei Weltanſchauungen nebeneinander, ſich gegenſeitig aufhebend oder plötzlich ineinander umſchlagend in ein und demſelben Menſchen: Die Herrlichkeit der Erſcheinungen, die ihn überfällt, wenn Welt und Himmel ganz in ſeiner Seele ruhn, wenn er die Gegenwart des Allmächtigen fühlt, ſein Weſen, das ihn in ewiger Wonne ſchwebend trägt, ſo daß ſeine Seele der Spiegel iſt des unendlichen Gottes, und dann hinter dem Vorhang dieſelbe Natur als das ewig verſchlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer. Im Urfauſt wiederholt ſich dasſelbe. Da glänzt beim Betrachten des Makrokosmoszeichens die herrliche Welt auf:

War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb?
Die all das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur enthüllen.
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.

— — — — — — — — — —

Digitized by Google

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen.

Dann aber enthüllt der Erdgeiſt das wahre Geſicht der Welt, in der das glühende Leben aus den Gegenſätzen Geburt und Grab zuſammengewoben wird, und höhniſch verſpottet er den „Übermenſchen", „die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf und trug und hegte, und mit Freudebeben erſchwoll", ein Hohn über dieſe „Antizipation der Welt" durch das gottgleiche Genie, aus dem „die Natur weisſagt", der ſpäter durch die beißenden Worte Mephiſtos verſtärkt wird:

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht ſagen, wie — zu ſchließen.

Während im Werther zwei Weltbilder nebeneinander da ſind, die beide einer Intuition, einer plötzlichen Offenbarung des innerſten Weſens der Natur entſpringen, nur daß dieſes Weſen eine Tages- und eine Nachtſeite hat, während der Erdgeiſt dem jungen Fauſt nur den Mangel an Kraft vorwirft, die Wirklichkeit ganz zu erfaſſen, übt Mephiſto hier ſeine Kritik mit den Mitteln einer dritten, gänzlich anderen Denkweiſe, durch die weder die Natur als harmoniſches All noch die Natur als Ungeheuer begriffen werden kann. Vor dieſer Art

Digitized by Google

zu denken kann weder das harmonisch herrliche noch das disharmonisch düstere Weltbild bestehen. Mephisto greift die „hohe Intuition" selbst an, das Denkmittel, durch das diese beiden Weltbilder geschaffen wurden, und setzt ihr den kalten Verstand entgegen, der analysiert und auflöst, was noch soeben als ein Ganzes vor dem geistigen Auge lebte, den Verstand, dem wir vor allem das Lachen verdanken, das in der Atmosphäre hochgespannten Gefühls, in der Werther und Faust zu Hause sind, nicht aufkommen kann. Vom Lachen sagt Henri Bergson mit Recht: „Seelische Kälte ist sein wahres Element. Das Lachen hat keinen größeren Feind als jede Art von Erregung ... In einer Welt von reinen Verstandesmenschen würde man wahrscheinlich nicht mehr weinen, wohl aber lachen; wohingegen ewig sensible, auf Harmonie mit dem Leben abgestimmte Seelen, in deren Herzen jeder Ton, jedes Ereignis in gefühlvoller Weise nachklingt, das Lachen so wenig kennen wie begreifen würden." Schon der junge Goethe hat außer dem Gefühl der Gegenwart des Allmächtigen, außer dem Schauer vor den Urkräften der Natur diese seelische Kälte des Verstandesmenschen besessen, die es ihm erlaubte, aus sich selbst gleichsam herauszutreten und sich selbst zu ironisieren. Nebeneinander können Intuition und Verstand, begeistertes Schauen und seelische Kälte nicht bestehen, wohl aber können sie nacheinander auftreten und sich abwechseln. So läßt auch Goethe später seinen Mephisto sich rühmen: „Vom Kribskrabs der Imagination hab ich dich doch auf Zeitenlang kuriert", und kurz darauf heißt es:

Und kurz und gut, ich gönn' ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben
Und, währt es länger, aufgerieben,
In Tollheit oder Angst und Graus.

Es ist bisher kaum bemerkt worden, daß diese Charakterisierung Fausts in seiner Abhängigkeit von Mephisto ganz auf den jungen Goethe selbst zutrifft. In denselben beiden Jahren 1773—74, in denen er den Werther schreibt, in denen das Tragödienfragment Prometheus entsteht und die ältesten Szenen des Faust niedergeschrie-

Digitized by Google

ben wurden, entſteht nicht nur die Geſtalt des Mephiſto, ſondern auch ſein „Satyros“, in dem er alles verhöhnt, was er damals heilig geſprochen hatte vom eigenen heilig glühenden Herzen bis zum heilig glühenden Leben der Natur um ihn her.

An die Stelle des Naturſchwärmers Werther, der ſich mit überquellender Seele in die Einſamkeit der Natur flüchtet, um ſich von ihrem heilig glühenden Leben ergreifen zu laſſen, bis der Vorhang weggezogen wird und ihm die Natur als ein ewig verzehrendes und wiederkäuendes Ungeheuer erſcheint, an die Stelle Fauſts, der denſelben Gegenſatz erlebt, tritt hier der naive Einſiedler, der im Grunde dasſelbe meint und doch darüber ganz anders, ganz nüchtern denkt:

Da lockt uns denn der Sonnenſchein
Störch und Schwalb aus der Fremd herein,
Den Schmetterling aus ſeinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen raus,
Und brütet das Raupen-Völklein aus.
Das quillt all von Erzeugungs-Kraft,
Wie ſich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Begehen ſich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
Daß man auf jeder Blüt und Blatt,
Ein Eh'- und Wochenbettlein hat.
Und fing ich dann im Herzen mein
Lob Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu eſſen haben,
Verzehren beſcherte Gottes-Gaben.
So frißt's Würmlein friſch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein ſatt,
Und weil ich auch bin zu eſſen hier
Mir das Lerchlein zu Gemüte führ.
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beſchütz
Vor Kält und Raupen und dürrer Hitz.

Digitized by Google

Zu ihm bringt die Natur als Ungeheuer herein in der Gestalt des Satyros, der zugleich den gewaltigen, genialen Kraftmenschen darstellt, der unmittelbar aus den Kräften der Natur heraus lebt und wie Prometheus den Gott verachtet, zu dem der Einsiedler betet:

Seinen Herrgott will ich runter reißen
Und draußen in den Gießbach schmeißen.

Er will die Menschen zur Natur zurückführen, zu dem Naturzustand, wie ihn Rousseau geschildert hat, der sich aber nicht so friedlich und lieblich ausnimmt, wenn man durch die schöne Schilderung zur Wirklichkeit durchdringt. Dann wird aus dem Naturmenschen der Kraftmensch, wie Goethe ihn im Prometheus in seiner Erhabenheit gezeichnet hat, der auch hier noch ein Titan, ja ein Gott ist, aber in dem alles Geistige hinter dem rein Natürlichen verschwindet:

Selig, wer fühlen kann
Was sei: Gott sein! Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks,
Und nun ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben sei!
Stehn auf seinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten sich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kastanien
Ein herrlicher Fraß!

Die Kulturmenschen verlassen ihre Häuser, um ihm zu folgen und „Herren der Erde" zu werden. Ihnen predigt er das Wesen der Welt, und es ist dasselbe Weltbild, das Werther hinter dem Vorhang sah und das der Erdgeist dem Faust enthüllte, die Welt des Heraklit und des Empedokles:

Digitized by Google

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntnis, horchet meinem Gesang!
Vernehmt wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verschloss'nen Haß die Elemente tosen,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßen,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.

Lehr uns, wir hören!

Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente sich erschlossen
Mit Hunger ineinander ergossen,
All durchdringend, alldurchdrungen.

Der Kultus dieser zum Gott erhobenen Natur aber ist in dem Augenblick zu Ende, wo den Menschen plötzlich die Binde von den Augen genommen wird und sie erkennen, das ist kein Gott, sondern „ein Tier! ein Tier!"

Diese unheimliche Fähigkeit Goethes, nicht nur die Gestalten und Ereignisse dieser Welt, nicht nur diese Welt und die Natur selbst, sondern auch seine eigenen Ideale von einer anderen, ja von der entgegengesetzten Seite aus zu sehen, den Gesichtspunkt beliebig zu wechseln, seine ureigensten und stärksten Gefühle in der seelischen Kälte zu ertöten, die das Lachen über sie ermöglicht, gehört zu der ursprünglichsten Anlage seines Wesens, einer Anlage, die sich auch dann, als in späteren Jahren das Denken immer stärker über das Fühlen zu herrschen beginnt, im Denken selbst bemerkbar macht und es ihm erlaubt, sich in den verschiedensten Denkweisen zu bewegen, ohne doch dabei die Grundform aufzugeben. Er selbst hat diese Fähigkeit zu seinem künstlerischen Schaffen in unmittelbare Beziehung gestellt und sie aus ihm abgeleitet. In seinen Aufsätzen zur Morphologie findet sich die bedeutsame Äußerung: „Überhaupt sollte

Digitized by Google

man sich in Wissenschaften gewöhnen, wie ein anderer denken zu können; mir als dramatischem Dichter konnte das nicht schwer werden, für einen jeden Dogmatiker freilich ist es eine harte Aufgabe." So finden wir in den Jugendwerken Goethes nicht nur das Gepräge seiner eigenen Denkform, sondern zugleich auch die Ansätze dazu, seine Art des Denkens an anderen Denkweisen zu messen, ja diese selbst in sich aufzunehmen und zu üben, bis er am Ende seiner Laufbahn die Forderung aufstellt, daß man in allen Regionen des Denkens zu Hause sein soll; aber „man muß das Bewußtsein sich erhalten, in welcher von diesen man sich eben befindet, und die Neigung, sich in einer so frei und gemütlich als in der andern zu bewegen."

Digitized by Google

Zweiter Teil

Tyche

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

„Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen behindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie Tyche, das Zufällige." Schon mehrfach hatte der junge Goethe sein eigenstes, durch seinen Dämon bestimmtes Wesen durch jähen Abbruch der mancherlei Beziehungen, in die er sich verflochten sah und die sein Eigenstes zu behindern drohten, zu bewahren versucht. Das Motiv der Flucht vor den Bindungen, in die der Zufall ihn gedrängt hatte, ist so häufig herausgearbeitet worden, daß wir seine Kenntnis voraussetzen dürfen. Eine Flucht ist auch die Fahrt nach Weimar, die zuerst als eine Reise zu flüchtigem Besuch gedacht war. Aber gerade in Weimar tritt das Zufällige, das sich von außen Herandrängende so stark wie nie zuvor in Goethes Leben ein, so daß ihn erst nach zehn Jahren, in denen er sich „aus seiner Bahn geworfen" fühlte, eine zweite Flucht, die heimlich vorbereitete, plötzlich unternommene Reise nach Italien zu sich selbst zurückführen sollte. Kaum ein Jahr nach seiner Ankunft in Weimar schildert er die Lage, in die er sich versetzt sah, in den Versen:

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,

Digitized by Google

Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise, sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Hatte sein Leben bisher ganz der Ausbildung und dem Ausleben des inneren Menschen gedient, kannte er die äußere Welt nur so weit, wie er sie durch Antizipation vorweggenommen hatte, so wurde er jetzt von allen Seiten von außen her bedrängt, zum Wirken nach außen, zum Lernen von andern, zum Studium der Menschen und der Dinge gezwungen, und es bedurfte einer langen, durch immer neue Krisen gestörten Vertiefung, bis er diese Welt von innen her erfaßte und schließlich sah, daß sie so war, wie er sie sich gedacht hatte, bis er mit der Welt und die Welt mit ihm in Frieden lebte.

Die in Weimar anhebende Epoche trennt er gegen alles Vorhergehende mit den Worten ab: „In das tätige Leben jedoch sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst, als der edle Weimarische Kreis mich günstig aufnahm." Was das tätige Leben angeht, die Pflichten, die Verantwortung, das Amt und die mannigfachen Geschäfte, die er auf sich nahm, die Arbeit an sich selbst, die die Gesellschaft forderte, die Erziehung durch Frau von Stein mit allen seelischen Konflikten, die sein „Tasso" und seine „Iphigenie" widerspiegeln, das alles kann hier, wo es sich um sein D e n k e n handelt, nur angedeutet werden, am besten durch seine eigenen Worte: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl an mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten." Die Sphäre der Wissenschaft aber, in der sich sein Denken schulen und entfalten sollte, lag nicht fern von diesem tätigen Leben, sondern sie wurde durch dieses Leben erst geschaffen, so daß sie ihn bald überall umgab, wo er wirken und für andere arbeiten mußte. „Ich habe Natur und Kunst eigentlich immer nur egoistisch studiert, nämlich um mich zu unterrichten." Die Pflicht, sich zu unterrichten, wurde ihm zuerst von außen aufgedrängt, bis sie zu einem eigenen Bedürfnis wurde. Jagd und Forstverwaltung nötigten zum Studium der Bäume und Pflanzen, die Beaufsichtigung des Bergbaus trieb zum Studium der Geologie und Mineralogie, an die sich dann die

Digitized by Google

Meteorologie von selbst anschloß. Dazu kam das, was Goethe seine „falsche Tendenz" genannt hat, der Glaube, zum bildenden Künstler, zum Maler geboren zu sein. Zeichenkunst und Malerei führten zu physiognomischen, zu anatomischen und weiter zu osteologischen Studien, und aus dem Streben, das Kolorit auf dem Wege der klaren Erkenntnis zu erfassen, ist seine Farbenlehre entstanden.

Waren wir bisher darauf angewiesen, Goethes Denken aus seinen Dichtungen herauszulösen, so sehen wir uns jetzt einem Material gegenüber, aus dem sich sein Denken als solches viel klarer heraushebt, weil es selbst an seiner Gestaltung bewußt beteiligt ist. Goethe erklärte: „Künste und Wissenschaft erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung: sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius." Auch dieses Urteil hat Goethe aus seiner eigenen Erfahrung heraus gefällt. Denn so sehr er auch bestrebt war, die Wissenschaft der Kunst dadurch zu nähern, daß er auch in ihr das Wesentliche durch geniale Intuitionen hervorgebracht werden ließ, so war er sich doch stets bewußt, daß diesen Intuitionen ein jahrelanges Forschen und immer neues Durchdenken vorausgehen mußte und daß die Ergebnisse, wenn sie vorlagen, auch wieder nur durch Nach-denken angeeignet werden konnten. Daß er aber die bildenden Künste, die er hier meint, nicht auf dieselbe Stufe mit der Poesie stellt, daß er sie nicht unmittelbar durch den Genius erreichbar sein läßt, sondern auch für sie das Denken fordert, liegt wieder in seinem eigenen Wesen beschlossen. Ihm war der Zugang zum Verständnis der bildenden Kunst und auch das eigene Bemühen, beim Zeichnen und Malen etwas zu erreichen, nur durch das Medium des Denkens möglich. Wenn er in Rom endlich erkannte, daß er zum Maler nicht geboren und daß sein Streben, ein Künstler zu werden, eine „falsche Tendenz" war, so hätte er das auch damit ausdrücken können, daß ihm hierzu der Genius fehlte. Er hat deshalb das Ringen um das Verständnis der Kunstwerke nicht aufgegeben, sondern sich stetig bemüht, die Schöpfungen der bildenden Künstler denkend vom Geiste her zu erfassen, und für den, der zur bildenden Kunst ein unmittelbares Verhältnis hat, ist es wenig erbaulich, die durch alle seine Werke und Gespräche hindurchgehenden

Digitized by Google

Reflexionen über Werke der Kunst, ihren Sinn, ihren Stil, ihre Formen und Farben zu lesen, bei denen nur selten etwas von dem erfaßt wird, was wesenhaft künstlerisch ist. Ja, dem echten bildenden Künstler liegt das Denken noch viel ferner als dem Poeten, der die Schöpfungen seines Genius reden und sie neben den Gefühlen auch Gedanken äußern lassen muß. Goethe aber steht dem Kunstwerk ebenso forschend und denkend gegenüber wie der Natur.

Überblicken wir seine ganzen Studien und Forschungen auf allen Gebieten, soweit dies überhaupt möglich ist, und suchen wir nach festen Linien, an die sich alles andere anschließen, oder nach einem Zentrum, um das sich alles gruppieren läßt, so dürfen wir wohl sagen: das schöne, liebliche Reich der Blumen und Gewächse war es, an dem sich sein Denken bildete und sich seiner eigenen Art, seiner Form und Methode bewußt wurde, die er dann mit bestem Erfolg auf alles andere anwandte, was in seinen Gesichtskreis trat. Die bunten, leuchtenden Farben waren es, an denen er die erprobte Methode zuletzt versuchte und denen er noch weit mehr Arbeit widmete als den Pflanzen, getragen von der Überzeugung, daß ihm hier dasselbe wie auf allen anderen Gebieten gelingen müßte. Der Weg der Forschung, den er in der Botanik einschlug, die Art, wie er das Grundprinzip seiner Lehre von der Metamorphose der Pflanzen fand, und dieses Prinzip selbst werden für Goethe zum Exempel aller seiner anderen Studien und Forschungen auf den mannigfachsten Gebieten. Von den Pflanzen wendet er sich zu den Tieren und entdeckt hier ein analoges Entwicklungsgesetz. „Man kann die Phalangen (Wirbel) als die Knoten ansehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, so ist die Organisation der Tiere. Die Knochen der Arme und Beine sind auch nichts anderes als größere Knoten oder Phalangen. Von eins fängt's an, geht im Vorderarm und im Unterschenkel in zwei, dann in drei, vier, fünf über usw." Vom Erdreich mit seinen Gesteinen schweift sein Blick hinauf bis zu Wolken und Winden, um überall nach Formen und Gebilden zu suchen, an denen sich dasselbe Prinzip bewähren könnte. Schließlich heißt es auch von der Farbenlehre, daß sie „mit der Metamorphose der Pflanzen auf ein und demselben Prinzip beruht". Aber auch die Entwicklung des Menschen wird in diesen Kreis

Digitized by Google

hineingezogen, und Goethe spielt sogar mit dem Gedanken, die einzelnen Nationen, die in der Weltgeschichte auftreten, vom Wesen der Pflanzen aus zu begreifen. So äußert er in einem Gespräch mit Riemer: „Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen, ihren Blüten und Früchten vergleichen. Die unteren Stände sind die Kotyledonen und die daraus sich entwickelnden ersten Stengelblätter, die höheren Stände und die Kulturen derselben repräsentieren die ferneren Blätter, Blüten, Früchte." Daher dürfen wir hoffen, am Beispiel seiner Erfahrungen und Erkenntnisse auf dem Gebiete der Pflanzenkunde den klarsten Einblick in Goethes Denken zu gewinnen, so wie es nun von ihm bewußt als wissenschaftliches Denken ausgebildet wurde.

In der Geschichte seiner botanischen Studien, die durch die Briefe von der italienischen Reise zu ergänzen ist, stellt er selbst den Weg der Erkenntnis dar, den er einschlug. Den ersten Anlaß zum Studium gab das „Nutzbare", das „Anwendbare", der „Bedarf" in Wald und Garten, der Bedarf an Heilmitteln und Arzneien, die aus Pflanzen gewonnen werden. Hieraus ergibt sich von selbst der Wunsch nach einem geordneten Wissen. „Linnés Philosophie der Botanik war mein tägliches Studium, und so rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntnis, indem ich mir möglichst anzueignen versuchte, was mir eine allgemeinere Umsicht über dieses weite Reich verschaffen konnte." Es beginnt ein eifriges Lernen und Wiederholen und Einprägen der mannigfaltigen Gattungen und Arten. Bei der Schilderung dieser Arbeit aber stoßen wir auf den wichtigen Satz: „Auch im Analysieren gewann ich etwas mehr Fertigkeit, doch ohne bedeutenden Erfolg; *Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.*" Goethe stößt hier auf ein Hindernis, das in ihm selbst liegt. Er kann auf dem Wege nicht weiter vorwärtsschreiten, den ein Linné gegangen ist und auf dem ihm die wissenschaftlichen Botaniker damals gefolgt waren. Dieses Unvermögen erregte alsbald den Widerspruch gegen Linné, gegen die ganze wissenschaftliche Botanik, ein Widerspruch, der zuerst unklar und gefühlsmäßig als Widerwille auftritt, aber auch klar ausgesprochen wird. „Wie es mir dabei ergangen, und wie ein so fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlaufe dieser Mitteilungen deutlich werden, vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakespeare und Spinoza auf mich die

Digitized by Google

größte Wirkung von Linné ausgegangen, und zwar durch den Widerſtreit, zu welchem er mich aufforderte. Ferner indem ich ſein ſcharfes, geiſtreiches Abſondern, ſeine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Geſetze in mich aufzunehmen verſuchte, ging in meinem Innern ein Zwieſpalt vor: das was ich mit Gewalt auseinanderzuhalten ſuchte, mußte, nach dem innerſten Bedürfniſſen meines Weſens zu Vereinigung anſtreben." Hier haben wir eine zwar kurze, aber meiſterhafte und klaſſiſche Schilderung des Aufeinanderprallens zweier Denkformen, von denen die eine, das ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Denken Linnés, in reifer Ausprägung an Goethe herantritt, während die andere, ſeine eigene, noch im Werden begriffen iſt und ſich am Widerſpruch gegen dieſes Denken und das von ihm geſtaltete Werk ſeiner ſelbſt bewußt wird. Wollen wir Goethes Denken verſtehen lernen, ſo haben wir die Denkform Linnés, in die er ſich nicht hineinfinden kann, und die ihn zum Widerſpruch und zur Ausbildung ſeiner eigenen Denkmethode reizt, wenigſtens in kurzen Zügen zu zeichnen.

Linnés Denken bewegt ſich faſt ausſchließlich in den Formen der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Logik. Die ganze Welt mit aller Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen dem logiſchen Begriffe zu unterwerfen, iſt für ihn das Ideal der Wiſſenſchaft. Die Begriffe aber laſſen ſich nach ihrem Umfang und Inhalt ordnen in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang, der ſich anſchaulich darſtellen läßt als eine Begriffspyramide, an deren Spitze der weiteſte und umfaſſendſte Begriff ſteht; ihm folgen die umfaſſendſten Gattungen, dann Arten und Unterarten, bis die ganze Einteilung beim Unteilbaren, dem „Individuum" angelangt iſt. Die ganze Natur in ein ſolches Syſtem einzufangen, war im Anſchluß an Ariſtoteles, bei dem die Anſätze zu ſolcher Syſtembildung gefunden wurden, das Ziel der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft. Es handelt ſich um die „Divisio naturae", die in den großen Summen der Hochſcholaſtik unternommen und durchgeführt wurde. Mit einer ſolchen Divisio naturae beginnt auch die Philoſophia Botanica Linnés:

„Omnia, quae in tellure occurrunt, Elementorum et Naturalium nomine veniunt. Naturalia dividuntur in Regna Naturalia tria: Lapideum, Vegetabile, Animale .... Vegetabilia

Digitized by Google

comprehendunt Familias VII: Fungos, Algas, Muscos, Filices, Gramina, Palmas, Plantas."

Der Spitzenbegriff der ganzen Pyramide, die nicht von unten her aufgebaut, sondern von oben her, aus einem Begriff durch reine fortschreitende Teilung konstruiert und dann der Wirklichkeit aufgesetzt wird, ist „Alles", was es auf der Erde gibt. Dieses irdische All zerfällt zunächst in zwei Hauptteile: die einfachen Elemente auf der einen, die zusammengesetzten „Naturalia" auf der andern Seite. Die Elemente können, da sie einfach sind, nicht geteilt, sondern nur aufgezählt werden. Die Teilung geht daher bei den Naturalia weiter. Sie zerfallen in Steine, Pflanzen und Tiere. Für alle drei hat Linné Systeme geschaffen. Uns interessiert hier nur das Pflanzensystem, das zugleich seine genialste Leistung darstellt und mit einer unerbittlichen Logik und dem Blick für das logisch Wesentliche an den Gegenständen selbst durchgeführt wurde. Die Pflanzen zerfallen zunächst in sieben große Familien. Jede dieser Familien zerfällt dann in „Classes, Ordines, Genera, Species, Varietates". Die Einteilungsprinzipien liefern die Organe der Pflanzen, die der Befruchtung dienen; denn sie zeigen die reichste Mannigfaltigkeit. Jeder im System übergeordnete Begriff darf sich vom nächst untergeordneten (genus proximum) nur durch ein besonderes Merkmal (differentia specifica) unterscheiden. So werden alle Pflanzen diesen streng logischen Forderungen entsprechend geordnet. Dann werden sie mit Doppelnamen versehen, von denen die Gattungsbezeichnung auf den logischen Ort im System hindeutet. Damit gewinnen die bloßen Namen eine besondere Bedeutung, und Linné hat es als die höchste Aufgabe des Naturforschers bezeichnet, alle Arten der Pflanzen dem Namen nach genau zu kennen. Nicht die Erkenntnis des Wesens der Pflanzen, zu der Linné nichts beigetragen hat, sondern ihre Ordnung, die Nomenklatur und die Systematik waren für ihn die Aufgabe der Wissenschaft.

Was aber sein System leistet, das hat er selbst in dem klassischen Satz ausgedrückt: „Filum ariadneum Botanices est Systema, sine quo Chaos est Res herbaria." Aus dem Chaos der Pflanzen einen wohlgeordneten Kosmos geschaffen zu haben, das ist sein Verdienst. Dieser Kosmos aber besteht aus Begriffen, die selbst nichts Wirk-

Digitized by Google

liches sind, auf die sich aber die Wirklichkeit beziehen läßt. Diese Beziehung herzustellen, für jede wirkliche Pflanze die Begriffe im System zu finden, unter die sie fällt, das allein ist die Aufgabe des Forschers. Zur Lösung dieser Aufgabe aber braucht er die Analysis, die Zerlegung der Pflanze in ihre einzelnen Teile, um aus den vielen Teilen, die uns die Wirklichkeit liefert, diejenigen herauszukennen, die für die Einordnung in das fertige System wesentlich sind. Bezeichnend für die ganze Denkweise und den Charakter dieser Wissenschaft sind die Anweisungen, die Linné selbst am Schlusse seiner Philosophie der Botanik dem Anfänger gibt, der auf diesem Gebiete wissenschaftlich arbeiten will: Er lerne alle wichtigeren Teile der Pflanze auswendig; er lerne die gewöhnlichsten Pflanzen durch Sammlung in Herbarien ihrem Aussehen nach unterscheiden; er sammle selbst, trockne, klebe auf die wichtigsten Pflanzen, so viel er nur bekommen kann; er lerne zuerst die der Befruchtung dienenden Teile unterscheiden; er mache sich mit den Klassen und Ordnungen des Systems vertraut und führe die einfacheren und am klarsten zu erkennenden Blumen darauf zurück. Das alles gehört, besonders das Zählen der Blumenblätter und Staubgefäße, zum Analysieren, eine Tätigkeit, die nur dann Sinn hat, wenn das System zuvor bekannt ist, in das die Pflanzen nach der Zahl und der Beschaffenheit ihrer Befruchtungsorgane eingegliedert werden sollen, nicht um der Erkenntnis der Pflanzen, sondern um ihrer logischen Ordnung willen. Mit der Einordnung in das System, mit der Unterordnung des Individuums unter den zugehörigen logischen Begriff, glaubte man allerdings auch das Wesen einer Pflanze erfaßt zu haben, da in dieser Denkform der Begriff das Wesen selbst ist.

Goethe hat die Anweisungen Linnés getreulich befolgt und sich hierdurch ein ansehnliches Wissen und einen Schatz von Namen und Begriffen erworben. Je tiefer er aber von den Namen zur Sache selbst vordrang, um so stärker fand er sich von dieser Art des Denkens und dieser Art der Wissenschaft abgestoßen. Er sah ein, daß Analysieren und Zählen, das „scharfe und geistreiche Absondern", wobei alles, was nicht in das System einging, liegen blieb, die Aufnahme der „treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze" der Systematik nicht seine Sache war und daß er damit nicht das erreichte, was

Digitized by Google

er ſuchte: die intuitive Erfaſſung einer Einheit in der Mannigfaltigkeit, das Erkennen der Teile als der Glieder eines Ganzen. Auch er ſuchte wie Linné den Ariadnefaden, der ihn durch das Labyrinth des Pflanzenreiches führen ſollte; aber er fand ihn nicht in dieſem Syſtem, das ihm wohl den Einblick in ein wohlgeordnetes Reich der Begriffe eröffnete, aber nicht zu der Erkenntnis deſſen verhalf, was dieſe Pflanzenwelt im Innerſten zuſammenhält.

Goethe begann ſich nach Hilfsmitteln umzuſehen, die ſeiner Denkweiſe entſprachen. Er findet in Auguſt Carl Batſch, der nach einer Ordnung der Pflanzen in Familien, „in aufſteigendem, ſich nach und nach entwickelndem Fortſchritt“ ſtrebte, einen Mann, deſſen „*Denkweiſe* ſeinen Wünſchen und Forderungen höchſt angemeſſen war“. Er ſtößt in den Schriften Rouſſeaus auf Gedanken, die den ſeinen verwandt ſind. Aber das alles bleibt zehn Jahre lang im Stadium der Gärung. Den ſtarken Antrieb zu eigenem Denken bringt erſt die Reiſe nach Italien.

Die Pflanzen feſſeln ſchon in den Alpen ſeine Aufmerkſamkeit. Er führt ſeinen Linné bei ſich, hat ſich ſeine Terminologie wohl eingeprägt, doch „wo ſoll Zeit und Ruhe zum Analyſieren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf' ich mein Auge aufs Allgemeine.“ Schon hier ſieht er, daß die Pflanzen ſich wandeln, je nach dem Einfluß, den die Gebirgshöhe auf ſie hat. Als dann die gänzlich fremde, ſüdliche Vegetation ihn umgibt, erwacht aus dem Schauen und Betrachten das Denken. „Bei gewohnten Pflanzen, ſo wie bei andern längſt bekannten Gegenſtänden, denken wir zuletzt gar nicht, und *was iſt Beſchauen ohne Denken*? Hier in dieſer neu mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Hierdurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben, und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.“

Neben dieſem Gedanken, daß *alle* Pflanzen ſich aus *einer*

Digitized by Google

entwickeln könnten, taucht zugleich der andere Gedanke auf, daß alle Teile einer Pflanze ebenfalls aus einer Urform entstanden sein müssen. In Padua, wo er den ersten Gedanken aufzeichnete, stellt sich zugleich auch der zweite ein: „Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; glücklicherweise standen die einfachen, lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die sukzessive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu sehen war. Aus einer spatha-gleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüten hervor, und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachstum in keinem Verhältnis stehendes Erzeugnis, fremdartig und überraschend." In Rom notiert er im Februar, daß er auf dem Wege ist, „neue, schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt". Bald darauf bittet er aus Neapel „Herdern zu melden, daß meine botanischen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es ist immer dasselbe Prinzip, aber es gehört ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch imstande, die Hauptlinien zu ziehen." Wenige Tage nachher heißt es: „Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zustande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen." In Palermo stört ihn seine „alte Grille" beim Genuß des prächtigen Gartens. Er will seine botanische Terminologie anbringen, „aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half." Da geht ihm der Gedanke auf, daß das Blatt die Urform ist, aus der sich alles an der Pflanze entwickelt: „Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt." Für das, was hier in seinem Denken vorgeht, fehlen Goethe die festen philosophischen Begriffe. Bald spricht er, wie hier, von einem Begriff, den er gefaßt hat, dann wieder von einem Gedanken, an anderer Stelle auch von einer Idee, ein Ausdruck, der zunächst hier nichts anderes bedeutet, als das Wort „ein Gedanke" auch aus-

Digitized by Google

drücken soll. Wichtig aber ist, daß der Denkprozeß selbst als ein Hin und Her, ein Kommen von der Anschauung und Betrachtung zum plötzlich aufleuchtenden „Begriff“ und ein Zurückkehren zur Betrachtung, zum Auffinden dieses Begriffs, dieses Gedankens, dieser Idee in der Natur ist, von der zuerst ausgegangen wurde. Und dann kommt der glückliche Brief an Herder: „Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles übrige seh ich auch schon im ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“

Nachdem der Gedanke einmal geboren ist, wird nun Goethe von einer „leidenschaftlichen Bewegung“ erfaßt; er ahnt alles voraus, „was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiterführen soll“. Er sieht eine ganze Lebensaufgabe vor sich, die ihn nicht wieder loslassen wird trotz aller Störungen und Ablenkungen: „Dieses bedenkend, wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.“ Wie aber schon der junge Goethe sein Erleben der Natur, sein Gefühl, seine Liebe, alles, was ihm recht eigentlich das Herz erfüllte, religiös deutete und als das Göttliche wertete, das sich in ihm regte, so gewinnt auch dieses Erleben einer wissenschaftlichen Entdeckung bei ihm alsbald einen tief religiösen Sinn. Seine einzelnen Entdeckungen gliedern sich ein in einen großen Zusammenhang, ja in ein ganzes Weltbild und in eine in sich geschlossene Metaphysik, die ihm

Digitized by Google

gerade in dem Augenblicke, wo er sie braucht, als ein fertiges Ganzes, dargestellt in einem lebendig geschriebenen Buche in die Hand gelegt wird. Gerade zu seinem Geburtstag in Rom trifft Herders Buch „Gott“ bei ihm ein, mit dem Untertitel: „Einige Gespräche über Spinozas System nebst Shaftesburys Naturhymnus.“ Er will dieses Buch in der Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, und schon eine Woche später schreibt er: „Der Gott leistet mir die beste Gesellschaft ... Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn besonders in der Botanik auf ein ἓν καὶ πᾶν gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt.“ Seine Naturstudien geben ihm den Stoff und das Material dazu, die Gedanken, die er in diesem Buche findet, mit Leben zu erfüllen und an der Wirklichkeit zu erproben. So kann er bald berichten: „Man nimmt dieses Büchlein wie andere für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer.“ Er legt seine Gedanken in diese „Schüssel“, und in ihr strahlen sie ihn an als Gottes Gedanken, die ihn mit einem neuen Glücksgefühl und einer innigen Frömmigkeit erfüllen. Einige, wenige Worte lassen uns in diesen Zustand hineinblicken: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist.“ Den Nachhall dieses Gotterlebens aber finden wir in dem Spruche Hiobs, den er der Sammlung seiner Arbeiten zur Morphologie voransetzte: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke.“ Denselben Spruch schreibt der alte Goethe Eckermann ins Stammbuch, als er ihn mit seinem Sohne nach Italien schickt, immer noch voll von der Erinnerung an die Tage, in denen er den Spuren Gottes folgte und die glücklichste Zeit seines Daseins erlebte.

Die von Goethe vollzogene Verschmelzung der drei Motive „ἓν καὶ πᾶν“ — „Gott“ — „Verwandlung“ zu einer Einheit, tritt merkwürdigerweise schon vier Jahre vor der Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen in einem Briefe auf, den Jacobi am 30. Juni 1784 an Herder schrieb, in dem er die Vorstellung Lessings vom Wesen Gottes, die dieser ihm kurz vor seinem Tode entwickelt hatte, mit den Worten zusammenfaßt: „Diese Vorstellungen insgesamt gehen aus dem Begriffe des ἓν καὶ πᾶν eines sich ewig verwandelnden Unwandelbaren, notwendig hervor; also

Digitized by Google

wer auf dieſen Begriff ſeine Religion baut, dem wird ſolche Gottheit, heute noch dem Europäer wie vor Jahrtauſenden dem Aſiaten."

Herders Buch „Gott" enthielt für Goethe in den Einzelheiten nichts Neues. Er ſchreibt dazu: „Mich verſetzte dieſe Mitteilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über dieſe Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war." Ebenſo bemerkt er bald darauf zu Herders „Ideen", von denen ein neuer, fertiger Teil bei ihm eingetroffen iſt: „Sie ſind mir als das liebwerteſte Evangelium gekommen, und die intereſſanteſten Studien meines Lebens laufen alle da zuſammen. Woran man ſich ſo lange geplackt hat, wird einem nun ſo vollſtändig vorgeführt. Wieviel Luſt zu allem Guten haſt du mir durch dieſes Buch gegeben und erneut." In einem Geſpräche mit Falk ſchildert er ſpäter dieſe Zuſammenarbeit: „Im erſten Bande von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit ſind viele Ideen, die mir gehören, beſonders im Anfange. Dieſe Gegenſtände wurden von uns damals gemeinſchaftlich durchgeſprochen. Dazu kam, daß ich mich zu ſinnlichen Betrachtungen der Natur geeigneter fühlte als Herder, der immer ſchnell am Ziele ſein wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anſchauung zuſtande war, wiewohl wir gerade durch dieſe wechſelſeitige Aufregung uns gegenſeitig förderten." Die „Ideen" aber hängen mit Herders „Gott" unmittelbar zuſammen, und Goethe ſtellt dieſen Zuſammenhang ſelbſt her: Herder hätte ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit nicht ſchreiben können, „ohne jenen Begriff von Gott zu haben". Goethe kennt den eigenen Anteil, den er an dieſem Werke Herders hatte. Das für ihn Neue und Beglückende war nur, daß er dies alles nun in dieſem Buche vollſtändig beiſammen hatte als ein abgerundetes Ganzes, in dem er ſeine eigene Gedankenwelt voll entfaltet vor ſich ſah.

Von den Gedanken, die ſeine Jugenddichtungen erfüllten, war nichts verloren gegangen. In die Denkform, deren Gefüge bereits feſtſtand, wurde nur etwas Neues eingeſchmolzen, das dabei ſeine eigene Form aufgeben mußte: das philoſophiſche Syſtem Spinozas. Für das Verhältnis Goethes zu Spinoza bleibt die Darſtellung bedeutſam, die Goethe ſelbſt in Dichtung und Wahrheit gegeben hat und die deshalb ganz hierher geſetzt werden muß:

Digitized by Google

„Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die ‚Ethik' dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe — mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Übrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande."

Was Goethe hier sagt, ist das auf eine letzte und endgültige Formel gebrachte Ergebnis einer viele Jahrzehnte umspannenden rückschauenden Besinnung. Was in langen Jahren aufeinanderfolgte, seine erste Berührung nicht mit Spinozas Werken, sondern mit seinem Leben, wie es von Colerus oder wahrscheinlich von Kortholt in der Vorrede zu seines Vaters Buche „De tribus impostoribus" dargestellt war, seine Verteidigung der Lauterkeit dieses Charakters ge-

Digitized by Google

genüber Lavater und Jacobi im Jahre 1774, sein wahrscheinlich erst zehn Jahre später einsetzendes Studium der Ethik, als der Kampf um Lessings Spinozismus entbrannte, zu dem er selbst, ohne es zu ahnen, durch seine ihm von Jacobi entführte Ode „Prometheus" das „Zündkraut einer Explosion" geliefert hatte, welche „die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte", die Umdeutung und zugleich Vertiefung, die nun Spinozas Gedanken durch ihn und Herder erfuhren, die Bereicherung, die er selbst diesem Hin- und Herreden, -sprechen und -schreiben verdankte, das alles steht hinter diesem zusammenfassenden und das Wesentliche hervorhebenden Bericht. Den Grundton bildet noch immer das, was den jungen Goethe am Leben Spinozas fesselte: die ganze geistige Haltung dieses der Welt und den Menschen überlegenen Geistes, die Uneigennützigkeit seiner Liebe zu Gott und den Menschen. Das „Herein- und Herauslesen" deutet auf die Umschmelzung und Umdeutung hin, die Spinozas Gedanken durch ihn im Verein mit Herder erfuhren. Was er aber als Gegensatz empfand, war hier die mathematische Methode, die ihn an Spinoza ebenso abstieß wie die logische Methode an Linné. Darauf hat Goethe auch sonst hingewiesen. Während er aber in seinem Verhältnis zu Linné trotz aller Bemühungen bei der Abstoßung des ihm Fremden und seiner Denkart Entgegengesetzten bleibt, findet bei Spinoza sowohl eine Abstoßung wie eine Anziehung, ein „Widerspiel" wie auch „die Vereinigung der verschiedensten Wesen" statt auf Grund einer geheimen Wahlverwandtschaft, die sich unter der abstoßenden äußeren Form als das eigentliche Wesen geltend macht. Goethe ahnt auch, was dieses Wesen selbst ist. Es ist die unter der mathematischen Einkleidung und der rationalistischen, von Descartes entliehenen Terminologie verborgene Mystik.

Und so schreibt er im sechzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit: „Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werten Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibniz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medizin übergehen müssen. Denke man aber nicht, daß ich

Digitized by Google

seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe was der andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von ‚Werther' und ‚Faust' wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint."

Wie aber Goethe und Herder in gemeinsamen Bemühungen Spinozas System verstanden, was sie aus ihm heraus- und in seine Worte hineinlasen, wie sie das Ganze umformten, davon zeugt Herders Werk „Gott". Zuerst wird die Persönlichkeit Spinozas in ihrer ganzen Reinheit, Erhabenheit und Heiligkeit herausgearbeitet und gegen den sinnlosen Vorwurf des Atheismus geschützt. Dann kommt die Warnung vor der geometrischen Methode: „Descartes verleitete ihn zu ihr: und er wagte den kühnen Versuch, sie auch der Form nach auf alle, selbst die verflochtensten moralischen Materien anzuwenden." Nicht aber nur diese Methode ist unwesentlich, auch die ganze Terminologie Spinozas verdeckt nur den wahren Sachverhalt, von dem er redet. Es wird eine andere Terminologie vorgeschlagen, die uns aber nicht nur in ein Reich anderer Begriffe, sondern auch — was nicht gesagt wird — in einen anderen Gegenstandsbereich versetzt.

Wie einst vor den Augen des jungen Goethe die Steinmassen des Straßburger Münsters sich in organische Gebilde und das Ganze in einen Organismus, einen Baum Gottes, verwandelte, so werden aus den mathematisch-physikalischen Gegenständen des Raumes, der Ausdehnung, der Substanz, der Materie, aus den logischen Begriffen Attribut und Modus, biologische Begriffe „*organische Kräfte*". „Wir lassen das unpassende Wort *Eigenschaft* (Attribut) weg und setzen dafür, *daß sich die Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen, d. i. organisch offenbare.*" „Mit dem Wort *organische*

Digitized by Google

Kräfte bezeichnet man das Innen und Außen, das Geistige und Körperhafte zugleich; denn wie keine Kraft ohne Organ ist, so ist und wirkt kein Geist ohne Körper." Und schließlich wird die ganze als ein Riesenmechanismus gedachte Welt Spinozas zu einem lebendigen Organismus: „Alle anstößigen Ausdrücke fallen weg, wie Gott nach diesem oder nach einem anderen System auf und durch die tote Materie wirke. Sie ist nicht tot, sondern sie lebt; denn in ihr wirken ihren innern und äußern Organen gemäß lebendige mannigfaltige Kräfte. Je mehr wir die Materie kennenlernen, desto mehrere derselben entdecken wir in ihr, so daß der leere Begriff einer toten Ausdehnung bei ihr völlig verschwindet. In wenigen Zeiten, was hat man in der Luft für zahlreiche, verschiedene Kräfte entdeckt! Was hat die neuere Chemie in den Körpern für mancherlei Energien der Anziehung, Bindung, Auflösung, Zurückstoßung gefunden! Ehe die magnetische, ehe die elektrische Kraft entdeckt war, wer hätte sie in den Körpern vermutet? Wie zahllose andere mögen in ihnen noch unentdeckt schlafen! Es ist schade, daß ein denkender Geist, wie Spinoza war, so frühe von unserem Schauplatz hinweg mußte." Herder hat selbst das Ergebnis der Gespräche, die in seinem Buche geführt werden, zu einem systematisch aufgebauten Ganzen zusammengefaßt und als die zehn „Naturgesetze der heiligen Notwendigkeit" formuliert:

I.

„Das höchste Dasein hat seinen Geschöpfen das Höchste gegeben, Wirklichkeit, Dasein.

II.

Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, die wir Macht, Weisheit und Güte nennen, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Abdruck derselben, mithin selbst Kraft, Weisheit und Güte sei, die ebenso untrennbar das Wesen jedes in der Welt erscheinenden Daseins bilden.

III.

Alle Kräfte der Natur wirken organisch. Jede Organisation ist ein System lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.

Digitized by Google

IV.

Die Geſetze, nach denen dieſe herrſcht, jene dienen, ſind: Innerer Beſtand eines jeglichen Weſens, Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengeſetzten Scheidung, endlich Verähnlichung mit ſich ſelbſt und Abdruck ſeines Weſens in einem andern. Sie ſind Wirkungen, dadurch ſich die Gottheit ſelbſt offenbart hat; und keine andern, keine höheren ſind denkbar.

V.

Kein Tod iſt in der Schöpfung, ſondern Verwandlung; Verwandlung nach dem Geſetz der Notwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderungen ſich immer neu, immer wirkend erhalten will und alſo durch Anziehen und Abſtoßen, durch Freundſchaft und Feindſchaft ihr organiſches Gewand unaufhörlich ändert.

VI.

Keine Ruhe iſt in der Schöpfung; denn eine müßige Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirkt und wirkt fort; mit jeder Fortwirkung alſo ſchreitet ſie weiter und arbeitet ſich aus, nach innern ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf ſie dringen, die in ihr liegen.

VII.

Je mehr ſie ſich ausarbeitet, deſto mehr wirkt ſie auch auf andere; indem ſie ihre eigenen Schranken erweitert, organiſiert ſie und trägt auf andere das Bild der Güte und Schönheit, das in ihr wohnt. In der ganzen Natur alſo herrſcht ein notwendiges Geſetz, das aus dem Chaos Ordnung, aus ſchlafenden Fähigkeiten tätige Kräfte werden. Die Wirkung dieſes Geſetzes iſt unaufhaltbar.

VIII.

Im Reiche Gottes exiſtiert alſo nichts Böſes, das Wirklichkeit wäre. Alles Böſe iſt ein Nichts; wir nennen aber Übel, was Schranke oder Gegenſatz oder Übergang iſt, und keins von dreien verdient dieſen Namen.

IX.

So wie aber Schranken zum Maß jeder Exiſtenz im Raum und in der Zeit gehören und im Reich Gottes, wo alles da iſt, auch das Ent-

Digitized by Google

gegengesetzte da sein muß, so gehört es mit zur höchsten Güte dieses Reichs, daß das Entgegengesetzte selbst sich einander helfe und fördere; denn nur durch die Vereinigung beider wird eine Welt in jeder Substanz, d. i. ein bestehendes Ganzes, vollständig an Güte sowie an Schönheit.

X.

Auch die Fehler der Menschen sind einem verständigen Geist gut; denn sie müssen sich ihm, je verständiger er ist, desto eher als Fehler zeigen und helfen ihm also wie Kontraste zu mehrerem Licht, zu reinerer Güte und Wahrheit. Und auch dies alles nicht als Willkür, sondern nach Gesetzen der Vernunft, Ordnung und Güte."

Aus der Übereinstimmung dieser hier in systematischer Ordnung vorgetragenen Weltanschauung mit den Grundzügen des goethischen Denkens, wie sie sich aus den Werken des jungen Goethe herausarbeiten ließen, erkennt man leicht, daß wir es hier nicht nur mit Herders, sondern mit Goethes Gedanken zu tun haben. Die Natur tritt uns hier entgegen als ein System lebendiger Kräfte, als ein großer Organismus, ein lebendiger „Abdruck" der Gottheit, die als eine einzige Kraft sich in dieser Schöpfung „selbst offenbart". Weisheit, Güte und Schönheit fallen in Gott zusammen, so daß die Erkenntnis seiner Natur die Wahrheit, die Sittlichkeit und die Schönheit zugleich umfaßt. Das Zusammenwirken der organischen Kräfte in der Natur unterliegt dem Gesetz der Polarität, das schon das Denken des jungen Goethe beherrschte; die Entwicklung besteht im Anziehen und Abstoßen, durch Freundschaft und Feindschaft, so daß das Entgegengesetzte selbst sich einander helfe und fördere. Der Übergang von einem Gegensatz zum andern aber erfolgt wie das Strömen innerhalb einer Kugel, so „daß jedes Gleichartige zum gleichartigen Pol fließt und sich von demselben, durch alle Grade der Zunahme bis zur Kulmination, sodann durch den Punkt der Gleichgültigkeit bis zum entgegengesetzten Pol nach geometrischen Gesetzen ordnet". Und aus dem Gesetz der Polarität, verbunden mit dem sich zwischen Gegensätzen bewegenden Kreislauf der Entwicklung entspringt

Digitized by Google

schon hier, wohl eingefügt in Goethes ganze Weltanschauung, der Gedanke der Wahlverwandtschaften: „Daher die Naturlehre selbst nicht umhin gekonnt hat, eine Wahlanziehung (von Herder selbst hervorgehoben!) bei den Verbindungen der Körper anzunehmen; was einander entgegengesetzt ist, entfernt sich voneinander und kommt nur durch den Punkt der Gleichgültigkeit zusammen. Oft wechseln die Kräfte rasch, ganze Systeme verhalten sich anders als einzelne Kräfte (später ganz im Sinne der goethischen Weltanschauung verbessert: ‚verhalten sich wie die einzelnen Kräfte') des Systems zueinander: Haß kann Liebe, Liebe kann Haß werden." Danach wäre es nicht so, wie es der letzte Bearbeiter der Entstehungsgeschichte des großen Romans „Die Wahlverwandtschaften" darstellt, daß erst die Einwirkung Schellings, Ritters, Baaders und anderer zu einer ihm entsprechenden „Naturschau" drängte, und daß in diesem „Weltgefühl" die Wurzel und der Keim seines Kunstwerks liege, während alles Äußere nur Anregung war. Dieses „Weltgefühl", diese „Naturschau" und zugleich das chemische Motiv der Wahlanziehung waren vielmehr schon lange da, entsprungen aus der Weltanschauung des jungen Goethe und niedergelegt in Herders Buche, das Goethe auf der italienischen Reise begleitete. Das Buch Bergmanns: „De attractionibus electivis" war 1785 von Heinrich Tabor übersetzt worden und unter dem Titel „Die Wahlverwandschaften" erschienen. Es ist nicht unmöglich, daß Goethe dieses Buch schon vor der Reise nach Italien gekannt und mit Herder über den Gedanken der „Wahlanziehung" — eine genauere Übersetzung des lateinischen Titels, die auf die Kenntnis schon des lateinischen Werkes hindeutet — gesprochen hatte, der sich so glücklich in sein Weltbild fügte, in dem die Gegensätze ineinanderstürzten.

Der am weitesten gespannte Gegensatz, mit dem der junge Goethe sich vor allem zu schaffen machte, der von Leben und Tod, tritt auch bei Herder besonders hervor, und der Tod erscheint nur als eine Verwandlung des Lebens. Ebenso werden die Gegensätze Gut und Böse ineinander übergeführt.

Wie weit die Übereinstimmung mit Goethes Denken geht, mag noch an dem seltsamsten Gedanken gezeigt werden, der uns in den Dichtungen des jungen Goethe entgegentrat, an jener eigentümlichen

Digitized by Google

Vorstellung, daß das Leben gerade dann in den Tod überzugehen bereit ist, wenn es sein Maximum an Leben erreicht hat. Dieses Motiv trat uns im Werther und im Faust entgegen; seine reinste Ausprägung erreichte es in den Worten, mit denen Prometheus seiner Pandora das Wesen des Todes erklärte, der dann eintritt, wenn alles sich erfüllt, was wir gesehnt, geträumt, gehofft, gefürchtet, wenn „du in inner eigenstem Gefühl umfassest eine Welt", der aber kein Ende ist, sondern nur der Anfang eines neuen Lebens. Herder führt denselben Gedanken aus; aber merkwürdigerweise nicht am Beispiel eines Menschen, sondern an dem einer Pflanze, also gerade an dem, was Goethe zu dieser Zeit am stärksten fesselte. Da heißt es:

„Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüte eilt! Sie zieht den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüte zeige; die Blüte ist da, und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse und ihr kräftiges Dasein vermehrend fortpflanze. Nun ist auch ihre Erscheinung hin: Sie hat solche im rastlosen Dienst der Natur verzehrt, und man kann sagen, daß sie vom Anfang ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbeitet habe. Was aber ist in ihr zerstört als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte? Die, da sie den höchsten Punkt unserer Linie erreicht hatte, in welchem das Maximum ihrer Bestimmung, die Gestalt und daß Maß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte? Dies tat sie nicht etwa (welches ein trauriges Bild wäre) jüngern lebendigen Erscheinungen Platz zu machen; als eine lebendige vielmehr brachte sie mit aller Freude des Daseins das Dasein derselben hervor und überließ es in dauerndem Keimen dem fortblühenden Garten der Zeit, in welchem auch sie blühte. Denn sie selbst ist mit dieser Erscheinung nicht gestorben, solange die Kraft ihrer Wurzel fortdauert; aus ihrem Winterschlaf wird sie wieder erwachen und aufstehn in neuer Frühlings- und Jugendschöne, die Töchter ihres Daseins, jetzt ihre Freundinnen und Schwestern an ihrer jungfräulichen Seite. Es ist also kein Tod in der Schöpfung; er ist ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, die Wirkung einer ewig jungen, rastlosen, dauernden Kraft, die ihrer Natur nach keinen Augenblick müßig sein, stille stehen, un-

Digitized by Google

tätig bleiben konnte. Immer und immer arbeitet sie auf die reichste, schönste Weise zu ihrem und zu soviel andrer Dasein, als sie Dasein hervorzubringen, mitzuteilen vermochte. In einer Welt, wo sich alles verwandelte, ist jede Kraft in ewiger Wirkung, mithin in fortgesetzter Verwandlung ihrer Organe; diese Verwandlung selbst ist eben der Ausdruck ihrer unzerstörbaren Wirksamkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit. Solange die Blume lebte, arbeitete sie zu ihrem eigenen Flor wie zur Vervielfältigung ihres Daseins; sie ward (das Höchste, was ein Geschöpf werden kann) eine Schöpferin durch eigne organische Kräfte. Als sie starb, entzog sich der Welt eine verlebte Erscheinung; die innere lebendige Kraft, die sie hervorbrachte, zieht sich in sich selbst zurück, um sich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Können Sie sich ein schöneres Gesetz wesentlicher Weisheit und Güte in dem, was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als daß sich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raschesten Lauf drängt und daher jeden Augenblick verwandelt?"

Hier haben wir die Metaphysik, die hinter Goethes Lehre von der Metamorphose der Pflanzen steht, die selbst nur ein Bruchteil der Metamorphose aller Dinge ist, die zusammen die ganze Natur ausmachen. Was aber bei Goethe dazu führte, den Tod aus der Natur zu verweisen und ihn nur als eine Verwandlung zu neuem Leben zu verstehen, das erfahren wir jetzt aus dem Buche Herders. Es ist gerade jene Disharmonie zwischen den beiden Weltbildern, der Tages- und der Nachtseite der Natur, des harmonischen Alls auf der einen, des ewig verzehrenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuers auf der andern Seite, das erscheint, wenn der „Vorhang" weggezogen wird. Bei Herder lesen wir: „Wenn ich bemerke, daß alles Leben der Geschöpfe auf der Zerstörung anderer Gattungen ruht, daß der Mensch von Tieren, Tiere voneinander oder auch nur von Pflanzen und Früchten leben, so sehe ich freilich Organisationen, die sich bilden, aber die zugleich andre zerstören, d. i. Mord und Tod in der Schöpfung. Ist nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baums, endlich ein Tier, das dem andern zur Speise wird, eine so schöne Organisation, als die Organisation dessen ist, der es zerstörend in sich verwandelt? Verjagen Sie diese Wolke, Theophron; sie zieht sich mir wie ein Schleier vors Angesicht der Sonne, die mir aus jedem Geschöpf strahlte."

Digitized by Google

Herders Wolke, die sich wie ein Schleier vor das Angesicht der Sonne legt, wenn wir an die Nachtseite des Naturlebens denken, und der Vorhang, den Goethe vor den Augen seines Werther fallen läßt, damit er die Natur in ihrer wahren Gestalt sehen kann, haben dieselbe symbolische Bedeutung. Der Gegensatz der beiden Weltbilder aber wird nun von Herder aufgelöst mit einem goethischen Gedanken, der aber von Goethe selbst bisher nicht zu dieser Auflösung benutzt wurde, mit jenem kühnen Gedanken vom Tode als einer bloßen Verwandlung zu neuem Leben. Und so lautet die Antwort auf die Aufforderung, diese Wolke zu verjagen: „Sie wird fliehen, wenn Sie bemerken, daß ohne diesen scheinbaren Tod in der Schöpfung alles wahrer Tod, d. i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre, in welchem alles wirksame Dasein erstürbe... Hemmen Sie ein Rad in der Schöpfung, und alle Räder stehen stille; lassen Sie einen Punkt dessen, was wir Materie nennen, träge und tot sein, so ist Tod allenthalben." Damit ist eine Verbindung zwischen den beiden wichtigsten Gedanken des jungen Goethe hergestellt, die sich aus seinen Jugendwerken selbst nicht entnehmen ließ, in denen diese beiden Motive nebeneinanderstehen, ohne daß sich ihr Zusammenhang ahnen ließ, der sich erst jetzt vor uns auftut.

Auch Goethes Ansichten über die Unsterblichkeit der Menschenseele treten uns hier in vorsichtiger Formulierung entgegen. „Wenn meine Seele also eine substantielle Kraft ist und ihr jetziges Reich der Wirkung zerstört wird, so kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Insel stattfindet, an einem neuen Organ nie fehlen. Neue dienende Kräfte werden ihr beistehen und in ihrem neuen Zusammenhange mit einer Welt, in welcher alles zusammenhält, ihren Wirkungskreis bilden." Wenn dann Goethe besonders den Monaden von ausgezeichneter Individualität, den Seelen der großen Menschen, die Unsterblichkeit zuspricht, so konnte wohl Herder als Christ und Theologe hier nicht folgen; aber der Gedanke, daß gerade das Individuelle sich erhält, schimmert doch durch seine Ausführungen hindurch: „Um so mehr ist's unsere Pflicht, zu schaffen, daß sie in ihrem Innern, im System ihrer Kräfte selbst wohlgeordnet von dannen gehe; denn nur, wie sie ist, kann sie wirken; nur nach der Gestalt ihrer innern Kräfte kann ihre

Digitized by Google

äußere Gestalt erscheinen." An einer anderen Stelle aber bricht Goethes Geniebegriff noch viel deutlicher durch, wie er ihn im Prometheus Gestalt gewinnen ließ, der den weiten Raum des Himmels und der Erde in seine Hand zusammenballen und sich selbst erweitern wollte zu einer Welt, um Gott gleich zu werden: „Je mehr Leben und Wirklichkeit, d. i. je eine verständigere, mächtigere, vollkommnere Energie ein Wesen zur Erhaltung eines Ganzen hat, das es sich angehörig fühlt, dem es sich innig und ganz mitteilt, desto mehr ist es Individuum, Selbst — statt also mit Worten in der Luft zu fechten, lasset uns unser wahres Selbst aufwecken und das Prinzipium der Individuation in uns stärken! Je mehr Geist und Wahrheit, d. i. je mehr tätige Wirklichkeit, Erkenntnis und Liebe des Alls zum All in uns ist, desto mehr haben und genießen wir Gott, als wirksame Individuen, unsterblich unzerteilbar. Nur der, in dem alles ist, der alles hält und trägt, darf sagen: Ich bin das Selbst, außer mir ist keiner."

Aber auch die Erkenntnisweise des jungen Goethe, seine Überzeugung, daß aus dem Genie die Natur und Gott selbst sprechen, weil das Genie selbst Natur ist, erhält hier die vollendete Darstellung und Begründung, die sich aus dieser Metaphysik von selbst ergibt. „Daß alle reine, wahre, vollständige Erkenntnis auch in unsrer Seele gleichsam nur eine Formel des göttlichen Erkennens sei, das, getraue ich mir zu sagen, hat niemand stärker behauptet als Spinoza, er, der die Natur des Göttlichen im Menschen einzig nur in diese reine, lebendige Erkenntnis Gottes, seiner Eigenschaften und Wirkungen setzte." Aber bei dieser Anlehnung an Spinoza bleibt es nicht. Nicht Spinozas, sondern Goethes Art des Erkennens, so wie sie sich noch ganz ohne jeden Gedanken an Spinoza aus ersten Anfängen persönlichen Erlebens entwickelt hatte, dient Herder zum Muster, an dem er das Wesen des Erkennens und auch des Denkens überhaupt erklärt. Wenn schon der junge Goethe im Anblick des Straßburger Münsters nicht nur „schmecken und genießen", sondern zugleich erkennen wollte, so finden wir jetzt bei Herder die hiermit übereinstimmenden Worte: „Schließen Sie also von keinem Gefühl, von keinem Genuß der Schöpfung den Gedanken aus; er ist uns zum Innewerden Gottes so notwendig als

Digitized by Google

Ihrer arbeitenden Nadel das Bild der Zeichnung in Ihrer Seele. Der verkennte die Menschheit, der den Schöpfer nur schmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu *sehen* und zu *erkennen*." Erkenntnis ist „die Vereinigung, die das Gemüt mit der ganzen Natur hat". Aber der Erkenntniswille richtet sich nicht wie bei Spinoza nur auf die allumfassende Substanz, auf Gott selbst, sondern auf jedes, auch das kleinste Ding und Wesen der Welt, da sich in „jedem Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften der ganze Gott offenbart, wie er nämlich in *diesem* Symbol, in *diesem* Punkt des Raumes und der Zeit sichtbar und energisch werden konnte." Damit ist Goethes Einzelforschung auf den verschiedensten Gebieten, an den kleinsten wie an den größten Gegenständen weltanschaulich und religiös gerechtfertigt, und zugleich ist damit auch ihr pädagogischer, ihr Bildungswert gegeben. Wenn sich Gottes Gesetze, seine Gedanken und sein Wirken im kleinsten und im größten, in „tausend und abermaltausend Erweisen seiner Ordnung, Güte und Schönheit" vor den Menschen auftun, so muß er folgen; „denn alles zieht ihn, er kann der allgewaltigen Kette nicht entweichen. Wohl dem, der willig folgt: er hat den süßen, täuschenden Lohn in sich, daß er sich selbst bildete, obwohl ihn Gott unabläßig bildet. Indem er mit Vernunft gehorcht und mit Liebe dient, so prägt sich ihm aus allen Geschöpfen und Begebenheiten das Gepräge der Gottheit auf."

Als dann Goethe seine Lehre von der Metamorphose der Pflanzen ausarbeitete, um seine Entdeckung den Vertretern der Wissenschaft vorzulegen, gibt er ihr eine streng wissenschaftliche Form. Die ganze Weltanschauung, die hinter ihr steht und aus der heraus der Sinn des Ganzen allein erfaßt und verstanden werden kann, wird mit keinem Worte erwähnt. Und wenn Goethe sich so bitter darüber beklagt, daß diese Schrift keine Beachtung fand, so ist die trockene Darstellung, die Einzwängung seiner Gedanken in eine Reihe wohlgeordneter Paragraphen gewiß mit daran schuld. Um so mehr bedeutete sie für ihn selbst. Sie enthielt das erste und — wie er glaubte — exakte Ergebnis seiner Methode. Diese Methode aber ist für ihn jetzt das Wesentliche, und durch sie unterscheidet er sich in seinem Denken von allen anderen, die in der gleichen Denkform vor und nach

Digitized by Google

ihm gedacht haben. Sie alle fingen, wie auch der junge Goethe, mit dem Abſoluten, mit Gott, mit der ganzen Natur an; ſie ſpannten den weiten Rahmen, der das Bild der Welt umfaſſen ſollte, das aber im einzelnen unausgeführt blieb. Auch Goethe hatte das Ganze, die „Welt" durch „Antizipation" vorweggenommen. Jetzt aber ſetzte er mit ſeiner Forſchung beim Einzelnen an und ruhte nicht eher, bis er im Beſonderen die Weſenszüge des Allgemeinen entdeckt hatte, das er im Hintergrunde ſtehen ließ und dem er ſich nur mit zögernden Schritten zu nähern wagte. Hierin ſah er den Unterſchied ſeiner wiſſenſchaftlichen Methode von der philoſophiſchen des Spinoza. So ſchrieb er ſchon 1785 an Jakobi: „Vergib mir, daß ich ſo gern ſchweige, wenn von einem göttlichen Weſen die Rede iſt, daß ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näheren und tieferen Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza ſelbſt, obgleich vor ſeinem Blicke alle einzelne Dinge zu verſchwinden ſcheinen." Im Gedenken an ſeine Entdeckung der Metamorphoſe und an die glückliche Zeit der italieniſchen Reiſe, die ihm dieſe Offenbarung ſchenkte, ſagt er am Ende ſeines Lebens zum Kanzler von Müller: „Ich verfiel längſt auf jenen einfachen Urtypus; kein organiſches Weſen iſt ganz der Idee, die zugrunde liegt, entſprechend; hinter jedem ſteht die höhere Idee. Das iſt mein Gott, das iſt der Gott, den wir alle ewig ſuchen und zu erſchauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht ſchauen." So geht ſein Blick vom einzelnen irdiſchen Phänomen zu Gott hinauf, während Spinoza mit der Definition der ewigen Gott-Subſtanz beginnt und aus ihr alle anderen Weſen ableitet.

Hierin unterſchied er ſich auch von Herder, der ihm viel zu raſch von der einzelnen Erſcheinung zum Allgemeinen, zur „Idee", vorſtürmte, hierin ſogar von Ariſtoteles, dem großen Empiriker der Antike, von dem er ſagte: „Ariſtoteles hat die Natur beſſer geſehen als irgendein Neuerer, aber er war zu raſch mit ſeinen Meinungen. Man muß mit der Natur langſam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will. Wenn ich bei Erforſchung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Verſuchen prüfend nach und war zu-

Digitized by Google

frieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. Tat sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand." Hierin bestand auch bei aller Übereinstimmung sein Gegensatz zu Schelling, der vom Allgemeinen zum Besonderen herabstieg, während Goethe sich daran gewöhnt hatte, umgekehrt vorzugehen. So betrachtete er Schellings Naturphilosophie als die philosophische Ergänzung seiner Bestrebungen, und er schreibt an ihn: „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine volle Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, so wie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins Allgemeine früher oder später zu bewirken hoffe und die uns desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genötigt bin." Er wünscht, daß Schelling „sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge".

Goethes Denken entstammt seiner Weltanschauung und die Ergebnisse seines Forschens führen wieder in diese Weltanschauung zurück. Er weiß im voraus, daß alles, was er finden wird, auch zu seiner Weltanschauung paßt und sich von selbst zum System fügt. So kann er von sich und seinen Entdeckungen schreiben: „So viel Neues ich finde, finde ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen." Diese „Wahrheit" aber ist durch „Antizipation der Welt" vorweggenommen. Daher braucht er auch keine Metaphysik, weil er seine eigene als Lebensform in sich selbst trägt, und so konnte er an Jacobi schreiben: „Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde." Daß diese Physik, die er treibt, daß diese Wahrheit, die er um ihrer selbst willen sucht, eine ganz

Digitized by Google

persönlich bedingte Wahrheit ist, hat er in seinen letzten Lebensjahren selbst erkannt. Da schreibt er in einem vertraulichen Briefe den bedeutsamen Satz nieder: „Jeder spricht sich nur selbst aus, indem er von der Natur spricht, und doch darf niemand die Anmaßung aufgeben, wirklich von der Welt zu sprechen."

Wie Kant der Erste war, der sein Denken am Weltbild der klassischen Physik eines Newton orientierte, die Prinzipien dieser exakten Naturwissenschaft philosophisch begründete und sie zu Prinzipien jeder zukünftigen Wissenschaft und Philosophie erhob, so war Goethe der Erste, der vom pantheistisch-vitalistischen Weltbild ausging, sein Denken an ihm ausbildete, dann aber dieses Denken, das vor und nach ihm in der reinen Spekulation stehen blieb oder sich in den dieser Denkform entsprechenden mystischen Wissenschaften der Alchimie und Astrologie verlor, als wissenschaftliche Methode dazu benutzte, die Natur nach den Zusammenhängen zu durchforschen, die in ihr vorhanden sein müssen, wenn sie jenen lebendigen Zusammenhang wirklich in sich enthält, den dieses Denken und die zu ihm gehörende Weltanschauung in ihr voraussetzt.

Die ganze Naturforschung Goethes besteht hinfort in nichts anderem als in der Anwendung der Methode, durch die er die Metamorphose der Pflanzen entdeckt hatte, auf alle Gegenstände, die in seinen Gesichtskreis traten und ihm der Erforschung wert erschienen: Sammeln von möglichst vielen einzelnen Exemplaren, ruhiges, besinnliches Betrachten, Beschauen der an ihnen auftretenden Phänomene, bis in der Fülle der Erscheinungen ein Urphänomen sichtbar wird, Nachprüfung der Richtigkeit dieser Intuition an allen nur irgend erreichbaren Gegenständen der gleichen Art und dabei Feststellung der mannigfachen Abwandlungen, der Metamorphosen, die das Urphänomen in den verschiedenen Gegenständen erleidet, bis sich ein lückenloser Zusammenhang, eine „Folge" ergibt, in der sich die Gegenstände ordnen lassen, so daß an das Einfache nach und nach das Kompliziertere sich anschließt und die Folge als „Steigerung" erscheint. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß diese durch solche Anordnung sich ergebende morphologische Verwandtschaft eine wirkliche Verwandtschaft ist und die ihrer bloßen Form nach aufeinanderfolgenden Wesen sich auch tatsächlich auseinander

Digitized by Google

entwickelt haben. Aus dem Nebeneinander bloßer Formen, die dem Auge verwandt zu ſein ſcheinen, wird ein lebendiger Zuſammenhang, ein Wachſen und Werden des Einen aus dem Andern. Dieſer lebendige Zuſammenhang aber ſteht von vornherein unter den Geſetzen der Polarität und des Entwicklungskreiſes. In ſeiner kleinen Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen hatte Goethe ſich darauf beſchränkt, alle Organe der Pflanze als Abwandlungen des Blattes zu beſchreiben, und ebenſo in der poetiſchen Darſtellung, die er bald darauf folgen ließ:

Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos,
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend erneuet,
Knoten auf Knoten getürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.

Den Grundgedanken dieſer Entwicklung des Mannigfachen aus einer Urform faſſen dann die Verſe zuſammen, die Goethe vor den Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie ſetzte:

Freudig war vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;

Digitized by Google

Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend umgestaltend, —
Zum Erstaunen bin ich da.

Neben die Darstellung dieser Entwicklung, dieser „Steigerung" durch Metamorphose treten nun aber in den sich daran anschließenden Betrachtungen über die Morphologie der Organismen die schon das Denken des jungen Goethe beherrschenden Gesetze der Polarität und der in einem Kreise verlaufenden Entwicklung. Sie werden zunächst auch in das Pflanzenleben hineingetragen, um sich dann zusammen mit dem Gedanken der Metamorphose auf alles auszudehnen. Die Entwicklung entspringt aus Gegensätzen und bewegt sich durch Gegensätze hindurch: „Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin miteinander übereinkommen, daß alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten, und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synthesis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Was die Entwicklung der Pflanze beherrscht, ist die Ausdehnung und Zusammenziehung: „Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtsteile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht, und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter." „Bei der fortschreitenden Veränderung der Pflanzen-

Digitized by Google

teile wirkt eine Kraft, die ich nur uneigentlich Ausdehnung und Zusammenziehung nennen darf. Beſſer wäre es ihr ein x oder y nach algebraiſcher Weiſe zu geben, denn die Worte Ausdehnung und Zuſammenziehung drücken dieſe Wirkung nicht in ihrem ganzen Umfange aus. Sie zieht zuſammen, dehnt aus, bildet aus, bildet um, verbindet, ſondert, färbt, entfärbt, verbreitet, verlängt, erweicht, verhärtet, teilt mit, entzieht, und nur allein, wenn wir alle ihre verſchiedenen Wirkungen in Einem ſehen, dann können wir das anſchaulicher kennen, was ich durch dieſe vielen Worte zu erklären und auseinanderzuſetzen gedacht habe. Sie tut das alles ſo ſtückweiſe, ſo ſacht, ſo unmerklich, daß ſie zuletzt uns vor unſeren Augen einen Körper in den anderen verwandelt, ohne daß wir es gewahr werden." „Das vertikal- ſowie das ſpiralſtrebende Syſtem ſei in der lebendigen Pflanze aufs innigſte verbunden; ſehen wir nun hier jenes als entſchieden weiblich ſich erweiſen: ſo können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf androgyniſch in geheim verbunden vorſtellen; worauf dann in Verfolg der Wandlungen des Wachstums die beiden Syſteme ſich im offenbaren Gegenſatz auseinander ſondern, und ſich entſchieden gegeneinander über ſtellen, um ſich in einem höheren Sinne wieder zu vereinigen."

Was aber die entgegengeſetzten Pole immer wieder zu einem Ganzen zuſammenzwingt, iſt der K r e i s, den Goethe nun auch in der Entwicklung der Pflanzen ſieht: „Hier wird aber das doppelte Leben der Pflanze deutlich auseinandergeſetzt und gezeigt, daß ſie einmal ſukzeſſiv von Knoten zu Knoten ihresgleichen hervorbringt und alſo mit jedem Schritt ihren Kreis vollendet und wieder anfängt, daß ſie andernteils den größern K r e i s vom Samenkorn bis zur Blüte durch mannigfaltige Veränderungen und Umbildungen ihrer ſukzeſſiv hervorkommenden Einheiten vollendet und alsdann durch die Zeugung auf einmal eine Menge ihresgleichen hervorbringe." Oder poetiſch ausgedrückt:

Und hier ſchließt die Natur den R i n g der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die K e t t e ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſei.

Digitized by Google

Die Entwicklung aus Einem, dem Urphänomen, zu Allem durch Zerspaltung des Einen in Gegensätze, die Steigerung der Entwicklung durch Metamorphose und ihre Rückkehr zu ihrem Ausgangspunkt in der Form eines Kreises oder — wie bei Hegel — eines Kreises von Kreisen, einer Kette, ist von der Entdeckung der Metamorphose an das feste Prinzip, mit dem Goethe an die Natur herantritt, um es sich von ihr in allen Einzelheiten immer von neuem bestätigen zu lassen. Nach mannigfachen Erfolgen dieser seiner Methode konnte er zu Boisserée sagen: „Er sei überzeugt, es lasse sich alles auf feste Prinzipien bringen, wie die Mathematik. Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Tieren bis zum Menschen und bei diesem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen. — Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber so einfach und so leicht der Gedanke ist, so schwer lassen es sich die Menschen werden, alles zu zerstückeln." Als er die Urpflanze gefunden hat, weiß er, daß er hiermit den Schlüssel zu allem in der Hand hat. Aus Rom schreibt er an Frau v. Stein: „Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen."

Zunächst wandte er es auf das Tierreich an. Hier war er schon zu der Erkenntnis gekommen, daß der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt sei und daß er wie jede Kreatur „nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie ist, die man auch im ganzen und großen studieren muß, sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe". Jetzt entdeckte er den Zwischenkieferknochen, sah er den Schädel als ein Gebilde aus abgewandelten Wirbelknochen an. Was bei der Pflanze das Blatt, wurde beim Skelett der Wirbel. So trat an die Seite der Metamorphose der Pflanzen eine Metamorphose der

Digitized by Google

Tiere. Auch sie ist von demselben Gesetz einer Steigerung beherrscht: „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer Eines um Alles, Alles um Eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich teilweise manifestiert, alles Übrige dieser zur Grundlage dienen, dieses in dem Übrigen Zusammenhang haben." Diese Steigerung geht aber auch hier nicht ins Unendliche, sondern sie vollzieht sich in einem fest geschlossenen Kreise:

Doch im Innern befindet die Kraft der edlen Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war ja das Vollkommene möglich.

„Jedes besondere Naturwesen beschreibt, außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es teil hat, noch eine engere ihm eigentümliche Bahn, und das Charakteristische desselben, welches sich, aller Abweichungen ungeachtet, in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dies beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen, bezeichnet die Art." Auch in der Formenfülle des Tierreichs herrscht keine Willkür. Wo die Natur eine Form übersteigert, vollbringt sie es nur dadurch, daß sie dafür eine andere verkümmern läßt.

Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.

So wird auch diese Welt der Formen durch Gegensätze, die sich aufheben, in Schranken gehalten und gerade dadurch schön und harmonisch:

Digitized by Google

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und von Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn dir mit ſanftem Zwange belehrend.

In dieſe Gedanken fügt ſich auch das in ſeiner Echtheit bezweifelte Geſpräch mit Falk zwanglos ein: „Er ſaß vor einem kleinen Gartentiſch; vor ihm auf demſelben ſtand ein langgehalſtes Zuckerglas, worin ſich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über ſie anſtellte. Er behauptete, daß ſie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glaſes komme, ſobald ſie ſeiner anſichtig werde. Die herrlich verſtändigen Augen! fuhr er fort. Mit dieſem Kopfe iſt freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße iſt die Natur dieſem länglich ineinandergeſchobenen Organismus ſchuldig geblieben, wiewohl dieſer Kopf und dieſe Augen beides wohl verdient hätten; wie ſie denn überhaupt manches ſchuldig bleibt, was ſie für den Augenblick fallen läßt, aber ſpäterhin doch wieder unter günſtigen Umſtänden aufnimmt. Das Skelett von manchem Seetiere zeigt uns deutlich, daß ſie ſchon damals, als ſie dasſelbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höheren Gattung von Landtieren umging. Gar oft muß ſie in einem hinderlichen Elemente ſich mit einem Fiſchſchwanze abfinden, wo ſie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte; ja, wo man ſogar die Anſätze dazu bereits im Skelett bemerkt hat.“

Das Beſtreben, aus einem Prinzip alles zu erklären und alles auf eins zurückzuführen, veranlaßt Goethe dazu, für die Pflanzen und die Tiere nach einer gemeinſamen Wurzel zu ſuchen, aus der beide hervorgewachſen ſein könnten. „Wenn man Pflanzen und Tiere in ihrem unvollkommenſten Zuſtande betrachtet, ſo ſind ſie kaum zu unterſcheiden. Ein Lebenspunkt, ſtarr, beweglich oder halbbeweglich, iſt das, was unſerm Sinne kaum bemerkbar iſt. Ob dieſe erſten Anfänge, nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zur

Digitized by Google

Pflanze, durch Finsternis zum Tier hinüberzuführen sind, getrauen wir uns nicht zu entscheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogie nicht fehlt. Soviel aber können wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe, nach zweientgegengesetzten Seiten sich vervollkommen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und stark, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht."

Sind so die Pflanzen und die Tiere zu einer Einheit verbunden, so versucht Goethe nun auch den Menschen in dieses Ganze einzubeziehen. Er sucht nach Analogien, die es ihm möglich machen, auch den Menschen mit seiner persönlichen Entwicklung und die ganze Menschheit mit ihrer Geschichte zur Natur und den in ihr herrschenden Gesetzen in Beziehung zu bringen. Wieweit er dabei ging, davon zeugen die im vertraulichen Gespräch mit Eckermann ausgeführten Gedanken: „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren. Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinander schließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist: den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe. So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus, die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen."

So umschließt ein gemeinsames Gesetz Pflanzen-, Tier- und Menschenreich. Die Übertragung des Gedankens der Metamorphose auf

Digitized by Google

den Menschen und die Menschheitsgeschichte haben die Forschungen Menke-Glückerts und Walter Lehmanns über Goethes Geschichtsphilosophie und Geschichtsauffassung deutlich an zahlreichen Belegen erwiesen. Aber auch den Entwicklungskreis, der in sich zurückläuft, glaubt Goethe im Menschenleben und in der Geschichte zu finden. Nur ist hier alles nicht so deutlich und nicht so einfach. Er nennt die Geschichte das „undankbarste und gefährlichste Fach", und an Schiller schrieb er: „Bei dieser Gelegenheit dachte ich wieder, was es für ein sonderbares Ding um die Geschichte ist, wenn man von ihr die Ursachen, Anlässe und Verhältnisse der Begebenheiten im einzelnen fordert; ich lebe diesen letzten Ereignissen so nahe, ja ich bin mit darin verwickelt und weiß eigentlich immer noch nicht, wie sie zusammenhängen." Aber nicht von Goethes Stellung zur Geschichte überhaupt, von seinen in die Weite und in die Tiefe gehenden Geschichtsstudien, von seiner Fähigkeit, die Gestalten der Vergangenheit zu neuem Leben zu erwecken, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, soll hier gehandelt werden, sondern nur von dem, was für Goethes Denken in Betracht kommt. Nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte zu durchdenken, lag schon früh in der Absicht Goethes. Auch hier waren ihm von Herder die Wege gewiesen worden. Er hatte an Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit den lebhaftesten Anteil genommen und ausdrücklich bekannt, daß viele seiner Gedanken von Herder aufgegriffen und ausgeführt worden waren. Gerade bei Herder aber finden wir das Motiv des Entwicklungskreises, der ewigen Wiedergeburt, auf den Menschen übertragen schon 1769 in einem Briefe über Mendelssohns Phädon: „Ich sehe bei keinem Geschöpf und Menschen ein Aufsteigen, ich sehe ein Wechseln, einen Kreislauf, der sich verzehrt, der in sich selbst zurückfließt. Bei ihnen fließt der Strom bergan. — Was ist wahrscheinlicher, als daß jedes Geschöpf des Universums, Stein und Pflanze und Löwe, und Insekt und Mensch das bleibt, was es nach der ewigen Anlage der Schöpfung ist, und was hat da der Mensch in dem ganzen Weltall für Vorsprung? Keinen! Die Palingenesis ist sein Teil." Und Goethe hat sich schon 1772 Notizen gemacht über den „ewigen Zirkel der Dinge" und geschrieben von dem „großen Rad, welches die Menschheit her-

Digitized by Google

umdreht und von jeher herumgedreht hat." Diese Vorstellung ist ihm geblieben, und noch in den Ausführungen zur Farbenlehre, wo er drei Epochen der Entwicklung des Menschen, Bildung, Streben und Vollendung, unterscheidet, fügt er hinzu: „Und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben ... So viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten, ein solches Schema vor Augen hat und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß, so wird man, wie an einem guten Leitfaden, sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurchfinden." Wieder anders wird die Metamorphose des Menschen in einem Gespräch mit Riemer dargestellt, der sich notierte: „Über die verschiedenen Systeme der Insekten, wo eins das andere aufzehrt und sich ins andere verwandelt. So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andre Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz, dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen." Was ihm bei der Arbeit am West-östlichen Diwan entzückt, ist die mohammedanische Geisteshaltung: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung, zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend." Immer sind es „die ewigen, ehernen, großen Gesetze, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden".

Auch die Geschichte der Menschheit wird zum Kreise gebogen: „Nichts ist stillstehend. Bei allen scheinbaren Rückschritten müssen Menschheit und Wissenschaft immer vorschreiten, und wenn beide sich zuletzt auch wieder in sich selbst abschließen sollten ... Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstandes, den die Barbarei machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Weg wiederholen sich alle wahren An-

Digitized by Google

sichten und alle Irrtümer." Daher neigt Goethe zu der Ansicht Salomos, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Auch seine Entdeckungen sind ihm nichts wesentlich Neues; er hilft nur einer alten vergessenen Wahrheit wieder ans Licht:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre faß es an!

In seiner Geschichte der Farbenlehre geht er den Spuren der alten Wahrheit nach, und die Geschichte dieser einen Wissenschaft führt zu allgemeinen Gedanken über die Geschichte der Wissenschaft überhaupt. Hier hat Goethe ein Schema entworfen und den Kreis, den die Wissenschaften in ihrer Entwicklung zu durchlaufen haben, selbst gezeichnet. (Vgl. die beigegebene Tafel.)

Der Kreis ist von Linien durchschnitten, die durch den Mittelpunkt gehen und die einander polar gegenüberliegenden Entwicklungsphasen miteinander verbinden. Dem Kreise laufen zwei andere parallel, der erste außen, der zweite innen. Der äußerste Kreis verbindet die vier Begriffe Phantasie, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft miteinander. Dabei liegen sich Phantasie und Verstand, Sinnlichkeit und Vernunft polar gegenüber. Sie stellen Gegensätze dar, zwischen denen sich die Entwicklung vollzieht.

An den mittleren Kreis sind die Wörter: Kindliche, Empirische, Didaktische, Ideelle (Wissenschaften) angeschrieben, wobei sich Kindliche und Didaktische, Empirische und Ideelle polar gegenüberliegen. Diese Wörter sind aber so verteilt, daß „Kindliche" zwischen „Phantasie" und „Sinnlichkeit", die an den äußersten Kreis angeschrieben sind, „Empirische" zwischen „Sinnlichkeit" und „Verstand", „Didaktische" zwischen „Verstand und „Vernunft", „Ideelle" zwischen „Vernunft" und „Phantasie" zu stehen kommen. Hieraus dürfen wir wohl entnehmen, daß die Wissenschaften im Stadium ihrer Kindheit sowohl durch Phantasie wie durch die Sinnlichkeit bestimmt werden, daß das zweite Stadium, der Empirismus, beherrscht wird von der Erkenntnis durch die Sinne und der verstandesmäßigen Bearbeitung dieser Erkenntnis, daß dann im dritten Zeitalter, in dem die Wissenschaft „didaktisch" wird, Verstand und Vernunft die Herr-

Digitized by Google

ſchaft behaupten, während ſchließlich im vierten Stadium des Entwicklungsprozeſſes die Vernunft ſich wieder mit der Phantaſie verbindet, um die „ideelle“ Wiſſenſchaft hervorzubringen. Damit aber wird die Wiſſenſchaft wieder kindlich, naiv, und der Kreis ſchließt ſich.

Im dritten, innerſten Kreiſe werden den einzelnen Wiſſenſchaften noch je zwei Attribute beigefügt, die den ſeeliſchen Vermögen entſprechen, die auf dem äußerſten Kreiſe auftreten. Die kindlichen Wiſſenſchaften ſind durch ihre Phantaſtik „abergläubiſch“, durch ihre Sinnlichkeit „poetiſch“ — man hat hier wohl an Aſtrologie, Alchimie und Magie zu denken —, die empiriſchen ſind nach der Seite der Sinnenerkenntnis als „neugierig“, nach der Seite des Verſtandes als „forſchend“ gekennzeichnet, die didaktiſchen nach dem Verſtand zu als „pedantiſch“, nach der Vernunft als „dogmatiſch“, die ideellen nach ihrem Urſprung aus der Vernunft als „methodiſch“, nach der Phantaſie, die zum Schauen der Ideen unentbehrlich iſt, als „myſtiſch“.

Zur näheren Erklärung darf wohl ein Geſpräch mit Riemer herangezogen werden, in dem mancherlei anklingt, was in dieſen Gedankenkreis gehört. Goethe ſpricht hier offenbar aus dem großen Zuſammenhang heraus, der ihm beim Entwurf dieſes Schemas klar vor Augen ſtand; aber die Notizen Riemers bringen nur wenige Brocken, die ſich aber doch in das Ganze bequem einfügen laſſen: „Es iſt lächerlich, wenn die Philiſter ſich der größeren Verſtändigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die früheren barbariſch nennen. Der Verſtand iſt ſo alt wie die Welt, auch das Kind hat Verſtand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weiſe und auf einerlei Gegenſtände angewendet. Unſer Zeitalter wendet ſeinen ganzen Verſtand auf Moral und Selbſtbetrachtung, daher er in der Kunſt und wo er ſonſt noch tätig ſein und mitwirken muß, faſt gänzlich mangelt. Die Phantaſie wirkte in früheren Jahrhunderten ausſchließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt iſt es umgekehrt, ſie dient den andern und erlahmt in dieſem Dienſt. Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anſchauungen der Phantaſie, unſeres bringt ſie in Begriffe. Die großen Anſichten des Lebens waren damals in Geſtalten, in Götter gebracht;

Digitized by Google

heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst."

Was wir hier vor uns haben, ist die typische Form der Metaphysik der Geschichte, wie wir sie bei allen Mystikern finden. Der Verlauf der Geschichte wird hier nicht vorgestellt als eine stetig aufsteigende Fortschrittslinie, sondern als ein Kreislauf der Entwicklung, die mit einem goldenen Zeitalter beginnt, durch ein silbernes, ehernes und eisernes abstürzt, um dann vom tiefsten Punkte der Entfernung vom Ursprung sich wieder umzuwenden, bis das paradiesische Zeitalter wieder erreicht ist. Jeder Mystiker lebt dabei in der Zeit der vollendeten Sündhaftigkeit, des Niedergangs und Abfalls dicht vor dem Anbruch des neuen Aons, mit dem die alte Zeit enden und die neue beginnen wird. Er sieht die Gegenwart mit pessimistischem Blick, aber er fühlt in sich selbst eine neue Zeit heraufziehen, in der das Alte vergangen und alles neu geworden sein wird. Daß Goethe gerade das „didaktische" Zeitalter, die Zeit der Aufklärung an den tiefsten Punkt seines Kreises setzt und der Epoche des Verstandes eine der Vernunft, der Idee und der Phantasie folgen läßt, die zum Naiven zurückführt, hat er nicht nur mit Herder gemeinsam, der schon in seiner Kampfschrift „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit" die aufgeklärte Zeit kritisiert und ihre Überwindung gefordert hatte, sondern auch mit Fichte, der nach seiner Wendung zur Romantik in der Epoche der Aufklärung das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit sah, und mit allen Romantikern, besonders mit Friedrich Schlegel, Schelling, Novalis und zuletzt auch mit Hegel.

Daß Goethe selbst wie jeder echte Mystiker in einer Zeit des Niedergangs zu leben glaubte, dafür fehlt es nicht an gelegentlichen Äußerungen, ja vor allem seine Dichtungen sind voll von solchem Pessimismus, der sich in mannigfacher Kritik am gegenwärtigen Zeitalter äußert. Von der grundsätzlich pessimistischen Haltung der Jugendwerke, besonders des Werther und des Urfaust, geht es durch eine freudige und mutige Bejahung des täglichen, tätigen Lebens hindurch in einen neuen, vertieften Pessimismus hinein. So will er vor allem seinen Faust aufgefaßt wissen, in dessen Lebensgang sich seine eigene Entwicklung widerspiegelt. Hierüber berichtet Förster:

Digitized by Google

„Ich erinnere mich nur, daß, als ich die Vermutung aussprach, die Schlußszene werde doch wohl in den Himmel verlegt werden, und Mephisto als überwunden vor den Hörern bekennen, daß ein guter Mensch in seines Herzens Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei; Goethe kopfschüttelnd sagte: Das wäre ja Aufklärung. Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker." Dem entspricht Goethes Äußerung über die indische Philosophie in einem Gespräche mit Eckermann aus derselben Zeit, in dem Goethe erklärt, daß sich in ihr alle Epochen wiederholen, die wir selbst in unserer Entwicklung durchmachen müssen: „Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und sind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehen, wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch." Hiermit stimmt die sich unter den Maximen findende Ausführung überein: „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel, als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestürmt, muß auf sich merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er tut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zweck gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher über eine falsche Wahl sich zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystiker bekennen; er sieht, da so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird."

Wie im Organismus der Pflanze die letzte kleinste Einheit, das Blatt, die Struktur des ganzen Organismus in sich wiederholt, so muß auch die letzte Einheit der Menschheit, der einzelne Mensch, das Ganze in sich wiederholen: „Wenn auch die Welt im ganzen

Digitized by Google

fortſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen." Wie es mit dieſem Fortſchreiten ſteht, daß es keine geradlinige Entwicklung darſtellt, ſondern ein in ſich kreiſendes Leben, haben wir bereits geſehen. Daß dabei die Gegenwart nicht als eine Höhe, ſondern als eine Tiefe betrachtet wird, durch die das Leben hindurchgehen muß, um wieder zu einer Höhe zu gelangen, davon zeugen manche perſönlichen Äußerungen, ſo vor allem einige Geſpräche mit Eckermann. Weit ausholend, in faſt feierlicher Weiſe, den Finger an den Mund gelegt, beginnt Goethe nach einer langen Pauſe „wie einer, der etwas bedacht hat": „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach beſtätigt finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv, dagegen aber haben alle fortſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive. Dieſes ſehen Sie nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerei und vielem andern. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen ſehen, die wirklich im Streben und im Vorſchreiten begriffen und alle objektiver Natur waren." Dann heißt es ein andermal: „Denkt man ſich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif. Und das Übel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſrer Väter zu leiden haben, ſondern wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen mit unſeren eigenen vermehrt, unſern Nachkommen." Und ſchließlich ſieht er „die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an der Welt hat und er abermals alles zuſammenſchlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung", aber er ſchiebt die Kataſtrophe auf Jahrtauſende hinaus. Dann wieder erſcheint ihm das neunzehnte Jahrhundert nicht einfach die Fortſetzung der früheren, ſondern „zum Anfang einer neuen Ära beſtimmt" zu ſein. So iſt wohl deutlich das Beſtreben zu bemerken, auch die ganze Weltgeſchichte, zum mindeſten die des Abendlandes, in einen Kreis hineinzuzwingen, der der myſtiſchen Denkform entſpricht, die Vergangenheit als einen Abſturz vom Vollkommenen zum Unvollkommenen,

Digitized by Google

die Gegenwart als den tiefsten Punkt des Kreislaufes und die Zukunft als Rückkehr zum Ursprung zu betrachten, aber Goethe ist hier offenbar niemals fertig geworden, so daß sich das „undankbare Fach" seinen Ideen fügte.

So hat Goethe das weite Reich des Lebendigen durchmessen und versucht, es den Gesetzen zu unterwerfen, die er anfangs gefühlsmäßig und ahnend erfaßte, dann durch die Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen klar erkannte und bestätigt fand. Die Geistesverwandten Goethes, die großen Mystiker und Pan-Vitalisten aller Zeiten bis zu Schelling und Hegel hinauf, haben der Versuchung nicht widerstehen können, die Grundgesetze der Entwicklung der lebendigen Wesen und zugleich die Denkform, die sie an der Betrachtung des lebendigen Werdens der Organismen ausbildeten, auf die g a n z e Welt, auch auf die toten Stoffe zu übertragen und die ganze Substanz zu vitalisieren, eine ungerechtfertigte Übertragung, die zwar zu einem reinen Monismus und einer in sich geschlossenen Weltanschauung führt, aber dafür die unmittelbar vor Augen liegende Wahrheit in Kauf geben muß. Auch Goethe hat dieser Versuchung, die mit seiner Denkform und ihrer Konsequenz gegeben ist, nicht widerstehen können. Er hat sich die Erde gedacht als „ein großes lebendiges Wesen, das in ewigem Ein- und Ausatmen begriffen ist". Dem jungen Goethe verwandelte sich das Gebilde aus totem Stein, das er im Straßburger Münster vor sich sah, unmittelbar in einen lebendigen Organismus. Das hylozoistische Weltbild des Heraklit und des Empedokles ist es, mit dem sein Denken übereinstimmt, wie es uns in seinen Jugenddichtungen entgegentritt. Er lebt weiter in diesem Weltbild und der ihm entsprechenden Art zu denken. So klagt er in seinem Tagebuch über die Champagne in Frankreich darüber, daß sein Denken nicht verstanden wird, gerade deshalb, weil es einer hylozoistischen Weltanschauung entspringt: „Sie glaubten sich hiezu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegenteil aussprach. Man kann sich keinen isoliertern Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich,

Digitized by Google

ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte. Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und b e l e b t." In den „Wahlverwandtschaften" ließ er dann dasselbe Gesetz, das die Elemente zueinander treibt, auch das Menschenleben beherrschen. Unter dem Einfluß der Naturphilosophie Schellings erlangte seine Anschauung von der Natur, deren Leben und Entwicklung vom Gesetz der Polarität geregelt wird, eine weitere Bestätigung durch die auch in der toten Materie wirkende Elektrizität und den Magnetismus, die sich ihm als ein lebendiges Spiel von Kräften zwischen negativen und positiven Polen darstellten. „Der Magnet", schreibt er, „ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es dann auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen." Aber das war für ihn noch mehr als nur ein Symbol; er erklärte: „Wir haben alle etwas von elektrischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen." Schon Herder hatte die Polarität der Weltkräfte „Liebe und Haß", die in den Dichtungen des jungen Goethe auftritt, mit dem Magnetismus in Verbindung gebracht und den Magneten als „Stein des Hasses und der Liebe in der Naturwelt" bezeichnet. Bei Goethe finden wir die entsprechenden Verse:

Magnetes Geheimnis, erkläre mir das!
Kein größeres Geheimnis, als Lieb' und Haß.

Wenn er dann in seiner Dichtung so weit geht, zu verkünden:

Nun alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt,
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt,

Digitized by Google

ſo iſt es daneben doch die unmittelbare Anſchauung, die ihn den Unterſchied zwiſchen dem Lebendigen und dem Toten unmittelbar einſehen und empfinden läßt. In ſeinem herrlichen Aufſatz über den Granit drückt er ſolches Erleben aus: „Auf einem hohen nackten Gipfel ſitzend und eine weite Gegend überſchauend, kann ich mir ſagen: Hier ruhſt du unmittelbar auf dem Grunde, der bis zu den tiefſten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zuſammengeſchwemmte Trümmer haben ſich zwiſchen dich und den feſten Boden der Urwelt gelegt, du gehſt nicht wie in jenen fruchtbaren ſchönen Tälern über ein anhaltendes Grab, dieſe Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verſchlungen, ſie ſind vor allem Leben und über alles Leben.“ Man erinnere ſich hierbei an Goethes Werther, dem ſich der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt in den Abgrund des ewig offenen Grabes, und an die Verſe des Wanderers:

O leite meinen Gang, Natur,
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräbern
Heil'ger Vergangenheit
Ich wandle!

Dieſe Trennung von Totem und Lebendigem, die ihm der Anblick des Hochgebirges mit ſeinen gewaltigen Steinmaſſen vermittelt, die nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verſchlungen haben, wird dann auch für Goethes Denken bedeutungsvoll. Das tote Geſtein verlangt zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bearbeitung eine andere Funktion des Denkens als das Reich des Lebendigen. Dem Verſtande, dem analyſierenden Denken, wird das Tote, der Vernunft oder dem ſynthetiſchen Denken das Lebendige zur Bearbeitung überwieſen. „Der Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbart, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen. Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Toten; ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze. Die Mineralogie iſt daher eine Wiſſenſchaft für den Ver-

Digitized by Google

ſtand, für das praktiſche Leben, denn ihre Gegenſtände ſind etwas Totes, das nicht mehr entſteht, und an eine Syntheſe iſt dabei nicht zu denken. Die Gegenſtände der Meteorologie ſind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und ſchaffen ſehen, ſie ſetzen eine Syntheſe voraus, allein der Mitwirkungen ſind ſo mannigfaltige, daß der Menſch dieſer Syntheſe nicht gewachſen iſt und er ſich daher in ſeinen Beobachtungen und Forſchungen unnütz abmüht. Wir ſteuern dabei auf Hypotheſen los, auf imaginäre Inſeln, aber die eigentliche Syntheſe wird wahrſcheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie ſchwer es gehalten, ſelbſt in ſo einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Syntheſe zu gelangen."

Daß Goethe hier die meteorologiſchen Erſcheinungen zum Lebendigen rechnet, hat ſeinen Grund in der von ihm vollzogenen „Syntheſe", in der Annahme, daß ſie auf ein Ein- und Ausatmen der als lebendiges Weſen gedachten Erde zurückzuführen ſeien. Durch dieſe falſche Idee, dieſe falſche Hypotheſe aber verſchloß er ſich von vornherein den Zugang zur wahren Erkenntnis der Zuſammenhänge der atmoſphäriſchen Vorgänge, und hieraus ergaben ſich verhängnisvolle Konſequenzen. In einem Briefe an Schultz ſchrieb er: „Auf jenes Atmen der Erde weiß ich ſchon viel Himmliſches, beinahe alles zu beziehen, und wäre es auch nur zur Übung des Geiſtes." Wieweit dieſe Beziehungen gingen, die er zwiſchen der Atmoſphäre und dem „Himmliſchen" herſtellte, deuten die Worte an, die er zu Eckermann geſprochen hat: „Wir wandeln alle in Geheimniſſen. Wir ſind von einer Atmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich alles in ihr regt und wie es mit unſerm Geiſte in Verbindung ſteht." Und ein andermal heißt es: „Alles Lebendige bildet eine Atmoſphäre um ſich her." Es liegen „produktiv machende" Kräfte nicht nur in unſeren körperlichen Zuſtänden als ſolchen, ſondern „im Waſſer und ganz beſonders in der Atmoſphäre. Die friſche Luft des freien Feldes iſt der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es iſt als ob der Geiſt Gottes dort den Menſchen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote ſegelnd oder rudernd, dann ſich im

Digitized by Google

Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben."

Das alles hat man sich zu vergegenwärtigen, wenn man Goethes merkwürdige und sich von allen wissenschaftlichen Ergebnissen, die zu seiner Zeit vorlagen, entfernenden meteorologischen Hypothesen verstehen will. Die Ursache der Luftdruckveränderungen und des Barometerstandes suchte er trotz der von Toricelli längst festgestellten Tatsache, daß die atmosphärischen Vorgänge das verschiedene Gewicht der über dem Barometer sich erhebenden Luftsäule bedingen, im festen Erdkörper selbst und lehnte dabei alle Einflüsse der Erdatmosphäre und der Gestirne ab. Auch die von der Sonne ausstrahlende Wärme wurde ausgeschlossen. Thermometer und Barometer sollten nichts miteinander zu tun haben. Dagegen sollte die von der Erde ausgehende Anziehungskraft Schwankungen unterworfen sein, die er das Ein- und Ausatmen der Erde nannte, und dadurch sollten sich die Änderungen des Luftdrucks und der Wechsel der Zustände der Atmosphäre erklären. Eine durch seine Denkform entstandene falsche Hypothese verschloß ihm den Blick für den wahren Sachverhalt, der zu seiner Zeit der Wissenschaft bekannt war, deren Ergebnisse er ignorierte, da sie zu seiner Hypothese nicht paßten. Mit Begeisterung nahm er dagegen Howards Arbeit über die Wolken und ihre Formen auf. Die poetische Darstellung, die Goethe dem Wandel der Wolkenformen gegeben hat, zeigt sogleich, warum ihn diese Leistung Howards so beglückte. Sie gab ihm die Möglichkeit, in dem Unbestimmten, Zerflatternden und ewig Wechselnden ein Gesetz zu finden, daß sich in die Urform seines Denkens einfügte, das Gesetz des Kreislaufs, dem auch diese zarten Luftgebilde folgen müssen. Die Streifenwolken hängen an der Erde und den Bergen; sie steigen langsam höher; dann türmt sich der Kumulus wieder in wesentlich höherer Luftschicht empor, hebt sich noch höher und zerflattert schließlich in den Schäfchenwolken. Diese Zirruswölkchen scheinen in den Äther zu entschweben, dort aber ballen sie sich immer dichter zusammen, sinken dann nieder, formen sich zu Gewitterwolken, die wieder von der Erde niedergezogen werden, so daß damit der Kreis geschlossen ist.

Digitized by Google

Stratus

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt, erfreute Kinder, o Natur!
Dann hebt ſich wohl am Berge, ſammelnd breit,
An Streife Streifen; ſo umdüſterts weit
Die Mittelhöhe beiden gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert oder luftig ſteigt.

Cumulus

Und wenn darauf zu höhrer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum Herrlichſten geballt,
Verkündet, feſt gebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Zirrus

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löſt ſichs auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schoß und Hand.

Nimbus

Nun laßt euch niederwärts durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wütend ſich ergehn,
Heerſcharen gleich entrollen und verwehn! —

Der Erde tätig leidendes Geſchick!
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick!
Die Rede geht herab, denn ſie begreift;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Digitized by Google

Daß nun ferner zu den meteorologiſchen Phänomenen die Farben gehören und er auf ſie die Methoden übertrug, die er bei der Erforſchung der Metamorphoſe der Pflanzen anwendete, und daß er erwartete, auch bei dieſen phyſikaliſchen Erſcheinungen die allgemeinen Lebensgeſetze der Polarität, des Entwicklungskreiſes und der Metamorphoſe zu finden, bleibt eine Inkonſequenz, die Goethe ſich ſelbſt nicht zugeben mochte und die dazu führte, daß er auch hier auf Abwege geriet, dogmatiſch und fanatiſch an offenbaren Irrtümern feſthielt, ſich in eine unſelige Polemik verwickelte und ſogar das nicht mehr zu ſehen vermochte, was zu ſeiner Theorie nicht ſtimmte. Doch ehe zu dieſer ſchwierigen und bisher am wenigſten verſtandenen Betätigung des goethiſchen Denkens übergegangen werden kann, iſt noch die bewußte Vertiefung und Ausweitung zu betrachten, die dieſes Denken durch Goethe ſelbſt erfuhr, als beſonders durch die Berührung mit Schiller das Bedürfnis nach philoſophiſcher Selbſtbeſinnung und einer Kritik ſeiner eigenen Vernunft in ihm erwachte.

Digitized by Google

Dritter Teil

Eros

Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.
Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang;
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl und Weh so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

„Hierunter ist alles begriffen, was man von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. — Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der selbständige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat; er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei; jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durch Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen eben wie sich selbst mit ewiger, unzerstörlicher Neigung umfassen könne."

Die Liebe hat auf Goethes Denken in allen ihren Formen, von der Freundschaft, der „leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei", wie wir sie vor allem in Goethes Jugenddichtungen finden, immer neu gewirkt. Sie war die Vorbedingung seiner Erkennt-

Digitized by Google

nis des Göttlichen in der Natur. Nur durch die Liebe gibt es für ihn eine Offenbarung. Anspielend auf sein Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser", in dem sich die Verse finden:

Als gäb's einen Gott so im Gehirn,
Da hinter der Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen,

nennt er sich selbst in einem Briefe an Jacobi einen ephesischen Goldschmied, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und in der Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat. Wollte er, wie Jacobi „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" schreiben, so hätte auf der Rückseite des Titelblattes seines Bekenntnisses stehen müssen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein." Hinter diesen Worten steht eine letzte tiefe Einsicht in die Bedingungen und das Wesen seiner Erkenntnismethode und seines Denkens. Wohl hat Goethe im Hinblick auf Kants Kritik der reinen Vernunft und seine Forschungen über die Bedingungen und Voraussetzungen menschlichen Erkennens einmal geäußert:

Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht!
Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was er hier ausdrücken will, ist auch insofern richtig, als Goethe selbst nicht mit erkenntnistheoretischen Untersuchungen und Grundlegungen begonnen hat, sondern sich in völliger Naivität seiner Anschauung und seinem Denken überließ. Sobald er sich aber auf das Gebiet wissenschaftlicher Forschung begab, mußte er einsehen, daß seine Art, die Dinge zu sehen und sie denkend zu bewältigen, eine andere als die der zünftigen Gelehrsamkeit war. Das führte von selbst dazu, seine „Denkweise" — wie er sich selbst ausdrückte — von der

Digitized by Google

üblichen zu unterscheiden, und von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt bis zum bewußten Reflektieren über die Voraussetzungen und das Wesen seines eigenen Denkens.

Den wichtigsten Anlaß hierzu gab die Freundschaft mit Schiller, die sich am Widerspruch dieses der goethischen Anschauungs- und Denkweise um „mehr als einen Erddiameter" entgegengesetzten Geistes entzündete. Goethes Auffassung seines Zusammentreffens mit Schiller gerade in dem für beide fruchtbarsten Augenblick ihrer Entwicklung als eine Wirkung des Dämonischen, seine Überzeugung, „daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen", seine spätere Äußerung zu Eckermann, daß der Mensch gegen das Dämonische auch wiederum recht zu behalten suchen muß, geben uns eine Ahnung von dem, was die Freundschaft mit Schiller für Goethes Denken bedeutete, ebenso wie seine offenen Worte: „Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! — Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringer oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben." Daß die überragende Persönlichkeit Goethes, sein ungeheures Schaffen aus den Kräften seiner Natur heraus, auf Schiller lastete, ist oft genug festgestellt worden; daß aber auch Goethe sich vor Schillers Größe beugte und in ihm etwas zu verehren fand, was er selbst nicht besaß, wird hierbei nur allzu gern vergessen. Schiller war für Goethe einer der großen Menschen, die man lieben muß, weil man sich nicht gegen sie wehren kann.

Was den äußeren Anlaß zu den beginnenden freundschaftlichen Beziehungen gab, war jenes berühmte Gespräch in Jena über Goethes Lehre von der Metamorphose der Pflanzen, und dieses Gespräch bedeutete nichts anderes als das harte Aufeinanderstoßen zweier verschiedener Denkweisen. Goethe glaubt seine Urpflanze durch Anschauung und empirische Forschung gefunden zu haben und läßt sie in einer Zeichnung vor Schillers Augen erstehen. Da trifft ihn der Einwand: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." In

Digitized by Google

Goethe will sich „der alte Groll wieder regen"; er „nahm sich zusammen" und entgegnete: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe." Dann fährt er in seiner Darstellung dieses Gespräches fort: „Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender, machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne. — Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten." Beide reden hier aneinander vorbei, weil jeder von ihnen unter „Idee" etwas anderes versteht. Nach Schillers an Kant ausgebildeter Auffassung entspringen die Ideen allein der menschlichen Vernunft; sie stammen nicht aus der Erfahrung, wohl aber können sie dazu dienen, der Erfahrung einen nicht in ihr selbst liegenden Sinn zu geben. Daher sind sie keine konstitutiven, sondern nur regulative Begriffe, oberste Gesichtspunkte, heuristische Fiktionen, nach denen die Verarbeitung und die Systematisierung des durch Anschauung und deren verstandesmäßige Bearbeitung gegebenen Erfahrungsmaterials erfolgen muß, obwohl die Ideen selbst nie eine Erkenntnis der Gegenstände abgeben können.

Schillers Einwand fiel bei Goethe gleichsam in einen bereits aufgelockerten Boden. Schon der Gegensatz zu Linné hatte ihn dazu veranlaßt, über seine eigenen Forschungsmethoden nachzudenken und sie dem formal-logischen Denken Linnés und der Systematiker auf dem Gebiete der Botanik gegenüber zu stellen. Noch stärker war der Gegensatz, in den er sich zu Newton gestellt sah, als er mit der Ausgestaltung seiner Farbenlehre begann. Newtons Denken aber war das mathematisch-physikalische, das Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft für das wissenschaftliche Denken überhaupt hielt, dessen erkenntnistheoretische Bedingungen er herausarbeitete und das er

Digitized by Google

als Muster des philosophischen Denkens darstellte. Goethe war bereits mit Newton und seinen Schülern zusammengestoßen als mit Vertretern einer ihm fremden, ja entgegengesetzten Denkform, als durch Schillers Einwand der Zusammenstoß mit Kant, dem philosophischen Methodiker dieser Denkform, erfolgte. Gerade in dem Jahre, das dieser Unterredung mit Schiller vorausging, hatte Goethe sich mit der Denkweise und der Methode der Newtonianer auseinandergesetzt in seiner Abhandlung über den Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt. Aus diesem Aufsatz läßt sich klar erkennen, wie weit Goethe selbst im Nachdenken über seine eigene Forschungsmethode gekommen war, als er durch Schiller zu weiterer Vertiefung angeregt wurde.

Er unterscheidet hier eine natürliche Art, die Gegenstände um uns her zu betrachten, von der wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Die wissenschaftliche Beobachtung aber möchte er in eine subjektive und eine objektive zerlegen.

Die natürliche Betrachtung der Gegenstände besteht darin, daß der Mensch alles, was ihm entgegentritt, auf sich selbst bezieht, als hinge sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nützen oder schaden. Es wird alles unter naiv teleologischem Gesichtspunkt gesehen und nach dem Zweck beurteilt, zu dem ein Gegenstand dem Menschen dienen kann.

Der wissenschaftliche Forscher dagegen sucht nach einer Kenntnis der Gegenstände der Natur an sich und nach dem Verhältnis dieser Gegenstände zueinander ohne Rücksicht auf das Verhältnis, in dem sie zum Menschen stehen. Von solchen Forschern wird verlangt, daß sie allem Menschlichen entsagen: „sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt." Dazu gehört eine ruhige Aufmerksamkeit, die mit der Übung wächst und sich selbst an den Gegenständen und ihrem Verhältnis zueinander schult. Es gehört dazu ferner ein ständiges Mißtrauen gegen sich selbst, ein sich Hüten vor jeder Übereilung, eine Selbstkontrolle, damit nichts Subjektives in die Forschung mit einfließe.

Goethe unterscheidet nun die Erfahrung auf der einen und

Digitized by Google

die „Seelenkräfte, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden", auf der andern Seite, und er will diesen Seelenkräften eine „hohe und gleichsam schöpferisch unabhängige Kraft" nicht absprechen. Man möchte hier einen Anklang an Kants Erkenntnistheorie finden. Während aber Kant sein ganzes Interesse diesen schöpferischen Seelenkräften zuwendet und die kopernikanische Wendung vollzieht, nach der unsere Erkenntnis sich nicht mehr nach den Gegenständen richtet, sondern die Gegenstände sich nach unserer durch die schöpferischen Seelenkräfte hervorgebrachten Erkenntnis zu richten haben, geht Goethes ganzes Bestreben darauf aus, die Erfahrung von allen subjektiven Zutaten möglichst rein zu erhalten und die Entwicklung der schöpferischen Seelenkräfte möglichst weit hinauszuschieben; „denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag: alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter."

Er fordert, daß die Beobachtungen der verschiedensten Menschen zusammengenommen werden und daß der einzelne Forscher sich ständig durch die Ergebnisse, zu denen andere kamen, berichtigen und kontrollieren lasse, daß ein Versuch, ein Experiment, niemals einzeln betrachtet und die hierdurch vermittelte Einsicht voreilig verallgemeinert werde; er soll vielmehr seinen Wert und Sinn erst durch die Vereinigung und Verbindung mit anderen Versuchen erhalten. Vor allem soll ein Experiment nicht dazu unternommen werden, um ein im voraus gefaßtes Prinzip, einen „Satz" — wie Goethe sagt — hierdurch zu bestätigen. „Es ist dieses der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe. Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistenteils entspringt. Der Mensch erfreut sich

Digitized by Google

nämlich mehr an der Vorſtellung als an der Sache, oder wir müſſen vielmehr ſagen: der Menſch erfreut ſich nur einer Sache, inſofern er ſich dieſelbe vorſtellt; ſie muß in ſeine Sinnesart paſſen, und er mag ſeine Vorſtellungsart noch ſo hoch über die gemeine erheben, noch ſo ſehr reinigen, ſo bleibt ſie doch gewöhnlich nur ein Verſuch, viele Gegenſtände in ein gewiß faßliches Verhältnis zu bringen, das ſie, ſtreng genommen, untereinander nicht haben; daher die Neigung zu Hypotheſen, zu Theorien, Terminologien und Syſtemen, die wir nicht mißbilligen können, weil ſie aus der Organiſation unſeres Weſens notwendig entſpringen. Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Verſuch ihrer Natur nach als iſoliert anzuſehen ſind, und von der andern Seite die Kraft des menſchlichen Geiſtes alles, was außer ihr iſt und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuren Gewalt zu verbinden ſtrebt, ſo ſieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz ſinnlich iſt, das aber die bildende Kraft des Geiſtes ſchon ausgeſprochen hat, durch einzelne Verſuche beweiſen will. Es entſtehen durch eine ſolche Bemühung meiſtenteils Theorien und Syſteme, die dem Scharfſinn der Verfaſſer Ehre machen, die aber, wenn ſie mehr, als billig iſt, Beifall finden, wenn ſie ſich länger, als recht iſt, erhalten, dem Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, den ſie in gewiſſem Sinne befördern, ſogleich wieder hemmend und ſchädlich werden. Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur deſto mehr Kunſt anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichſam ſeine Herrſchaft zu zeigen, ſelbſt aus den vorliegenden Datis nur wenige Günſtlinge herauswählt, die ihm ſchmeicheln; daß er die übrigen ſo zu ordnen verſteht, daß ſie ihm nicht geradezu widerſprechen, und daß er die feindſeligen zuletzt ſo zu verwickeln, zu umſpinnen und beiſeite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer frei wirkenden Republik, ſondern einem deſpotiſchen Hofe ähnlich wird."

Wenn Goethe davor warnt, ein „iſoliertes Faktum" unmittelbar mit unſerer „Denk- und Urteilskraft" zu verbinden, ſo ſpricht er dieſe Warnung aus, weil er davon überzeugt iſt, daß in der Natur ſelbſt

Digitized by Google

nichts Isoliertes vorkommt, sondern jedes einzelne Phänomen mit unzähligen anderen in Verbindung steht. Ist daher ein Versuch angestellt worden, so ist sofort zu untersuchen, „was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ist's, worauf wir mehr zu sehen haben, als auf das, was sich auf ihn bezieht!" Erst wenn eine solche Reihe von Versuchen aufgestellt ist, die aneinander grenzen und sich so unmittelbar berühren, so daß sie gleichsam nur einen Versuch, nur „eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstelle", haben wir es mit einer „Erfahrung höherer Art" zu tun. „Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halte ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben." Goethe vergleicht dieses Vorgehen mit der bedächtigen Methode des Mathematikers, der jeden Sprung vermeidet und nur das Nächste an das Nächste reiht. „Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen; es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei."

Was Goethe als eine „Erfahrung höherer Art" bezeichnet, war bei Kant bereits eine Idee. Das Experiment aber, der Versuch, von dem Goethe annimmt, daß er sich ganz von der Einmischung der „Seelenkräfte" des Menschen frei halten lassen könne, beruhte bei Kant allein auf einem durch menschliche Vernunft hervorgebrachten Prinzip. So schildert Kant die Methode des experimentierenden Naturforschers: „Als Galilei seine Kugeln die schiefe Fläche mit einer von ihm selbst gewählten Schwere herabrollen, oder Torri-

Digitized by Google

celli die Luft ein Gewicht, was er sich zum voraus dem einer ihm bekannten Wassersäule gleich gedacht hatte, tragen ließ, oder in noch späterer Zeit Stahl Metalle in Kalk und diesen wiederum in Metall verwandelte, indem er ihnen etwas entzog und wiedergab: so ging allen Naturforschern ein Licht auf. Sie begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringen könne, daß sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbande gängeln lassen müsse; denn sonst hängen zufällige, nach keinem vorher entworfenen Plane gemachte Beobachtungen gar nicht in einem notwendigen Gesetze zusammen, welches doch die Vernunft sucht und bedarf. Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinstimmende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestallten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt. Und so hat sogar Physik die so vorteilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt, gemäß dasjenige in ihr zu suchen (nicht ihr anzudichten), was sie von dieser lernen muß, und wovon sie für sich selbst nichts wissen würde. Hierdurch ist die Naturwissenschaft allererst in den sicheren Gang einer Wissenschaft gebracht worden, da sie so viele Jahrhunderte hindurch nichts weiter als ein bloßes Herumtappen gewesen war."

Goethes „Erfahrung höherer Art" war im Sinne Kants ein Prinzip der Vernunft, eine Idee. Zu den Erfahrungen höherer Art gehörte auch Goethes Urpflanze, und wenn Schiller ihm vorhielt: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee, so sprach er aus dem Sinn und Geiste der Philosophie Kants heraus. Goethe aber stand zu dieser Zeit der Philosophie Kants und seiner Terminologie fern. Was er unter einer „Idee" verstand, entstammte der Ethik Spinozas, und er hatte es auf seine künstlerischen und wissenschaftlichen Bedürfnisse zugeschnitten. Nach Spinozas Lehre sind drei Gattungen der Er-

Digitized by Google

kenntnis zu unterscheiden: die erste entstammt den Sinnen; sie ist verstümmelt, verworren und ohne verstandesmäßige Ordnung. Die zweite besteht darin, daß wir uns Gemeinbegriffe und adäquate Ideen von den Eigenschaften der Dinge bilden; sie ist die Vernunfterkenntnis. Die dritte Gattung der Erkenntnis aber ist das anschauende Wissen, die scientia intuitiva. Das Erkennen „schreitet von der adäquaten Idee der formalen Wesenheit einiger Attribute Gottes fort zu der adäquaten Erkenntnis der Wesenheit der Dinge." Je mehr wir auf diese Weise die Dinge erkennen, um so mehr erkennen wir Gott, und so formuliert Spinoza den Lehrsatz: „Das höchste Streben der Seele und ihre höchste Tugend ist, die Dinge in der dritten Gattung der Erkenntnis einzusehen." Die Ideen sind für Goethe allein dieser dritten Erkenntnisart, der scientia intuitiva, zugänglich. Die Intuition war das Erkenntnismittel, durch das die Ideen erfaßt wurden. Und so hatte er schon 1786 an Jacobi geschrieben: „Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir: ich halte viel aufs Schauen. Und wenn Spinoza von der scientia intuitiva spricht und sagt: hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum, so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich erreichen kann."

Was bei Kant am weitesten auseinander tritt: die rezeptive Anschauung durch die Sinne und die durch spontane Vernunfttätigkeit entstandene Idee, steht bei Goethe in einem unmittelbaren Zusammenhang, ist sich nicht entgegengesetzt, sondern geht ineinander über. Er schildert das Vorgehen des Naturforschers, der es sich zur Grundmaxime aller seiner Forschungen setzt, „daß man nichts annehmen, nichts zugeben und behaupten könne, als was man mit Augen gesehen und andern jederzeit wieder vorzuzeigen imstande sei." Aber es sei „ein Unterschied zwischen Sehen und Sehen, daß die Geistesaugen mit den Augen des Leibes in stetem lebendigem Bunde zu wirken haben, weil man sonst in Gefahr gerät zu sehen und doch vorbei zu sehen." Der Ausdruck „Geistesauge" entstammt dem Sprachschatz der Platoniker. Es ist das Organ, mit dem die Ideen geschaut werden und in dem das Licht der Erkenntnis aufgeht ganz in dem-

Digitized by Google

ſelben Sinne, den Goethe meint, wenn er an einen Freund ſchreibt: „Du weißt, wie ich im Anſchauen lebe; es ſind mir tauſend Lichter aufgegangen“, oder noch ſtärker ausgedrückt in einem Briefe an Frau von Stein: „So ſtill bin ich lang nicht geweſen, und wenn das Auge Licht iſt, wird der ganze Körper Licht ſein und vice versa. — Sie wiſſen, daß ich nie etwas als durch Irradation lerne, daß nur die Natur und die größten Meiſter mir etwas begreiflich machen können, und daß im Halben oder Einzelnen etwas zu faſſen mir ganz unmöglich iſt.“

Durch Schiller wird Goethe auf den Mangel einer philoſophiſchen Faſſung und Begründung der Begriffe hingewieſen, mit denen er arbeitete, ohne ſich ihrer Herkunft und ihrer Tragweite bewußt zu ſein. Aus dem nicht zu ſchlichtenden Streit um den Sinn und das Weſen der Idee erwächſt ein ernſtes Bemühen um die philoſophiſche Klärung des eigenen Denkens, das Goethe in dem Aufſatz „Glückliches Ereignis“, in dem er ſein Zuſammentreffen mit Schiller darſtellt, mit den vorſichtigen Worten ausdrückt: „Nach dieſem glücklichen Beginnen entwickelten ſich im Verfolg eines zehnjährigen Umgangs die philoſophiſchen Anlagen, inwiefern ſie meine Natur enthielt, nach und nach.“ Obgleich Goethe behauptete, daß er für die Philoſophie kein Organ hätte, darf man ihm doch nicht alles philoſophiſche Denken abſprechen. Er war kein Philoſoph wie Spinoza, der aus wenigen Grundbegriffen und Grundſätzen ein Syſtem deduzierte; er war kein Erkenntnistheoretiker und Ethiker wie Kant, kein Dialektiker wie Schelling und Hegel, und ſo konnte er ſich zu allem, was ſich in der abendländiſchen Kultur als Philoſophie ausgegeben hatte, nicht in unmittelbare Beziehung bringen. Seine Weltanſchauung, der Blick, mit dem er in die Natur, in das Leben und in das Weltall ſah, die Intuition, die ihm die Ideen gab, durch die er das innerſte Weſen der Dinge zu erfaſſen glaubte, das Gefühl, mit dem er ſich an die Welt und an Gott hingab, der Drang, in Einem Alles und Alles in Einem zu begreifen, das alles war echte Myſtik. Was ihn aber auch von den Myſtikern trennte, war ſein Streben, von der Einzelerſcheinung, vom Individuum auszugehen, durch Einzelforſchung ſich zur Idee zu erheben, um dann ſeine Ideen in die Weltanſchauung einzufügen, die er durch Antizipation vorweg-

Digitized by Google

genommen hatte. Der große, weit gespannte Rahmen war von vornherein fertig als eine fest geprägte Form, und wir haben gesehen, wie Goethe alle Einzelheiten, alle seine Forschungen in ihn einzufügen verstand, das aber liegen ließ, nicht vollendete und nicht klärte, was sich in dieses lebendige Ganze nicht einfügen konnte.

Nicht anders verfährt er jetzt bei seinen vertieften philosophischen Studien. Er formte von der Philosophie Kants, in die er sich nun auf die Anregung Schillers hin einführen ließ, das ihm Passende in seine Gedankenwelt ein: „Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie, daß sie mich auf mich selbst aufmerksam gemacht hat, das ist ein ungeheurer Gewinn; sie kommt aber nie zum Objekt, dieses müssen wir so gut wie der gemeine Menschenverstand zugeben, um am unwandelbaren Verhältnis zu ihm die Freude des Lebens zu genießen." Was sich aber nicht einformen ließ, versuchte er hinzunehmen wie alle Objekte, alle Gegenstände. Er versuchte es, sich dieser „eindringenden Welt zu widersetzen" und sieht sich dadurch genötigt, sie sich „anzueignen". Das aber „mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte." So stellt er selbst in dem Aufsatz über die Einwirkung der neueren Philosophie das Ergebnis seiner Vertiefung in die Philosophie dar, unter der hier vor allem die Philosophie Kants zu verstehen ist. Klarheit über sein eigenes Denken, Vertiefung und Bereicherung seiner Denkweise und Einsicht in das Denken, die Bedingungen und das Wesen der Denkformen der anderen Geister, die ihm entgegentraten, das war die Frucht seiner Bemühungen.

Das alles geht deutlich aus seiner Stellung zur Philosophie Kants und aus seiner Beurteilung dieser Philosophie hervor. Er erkennt die von Kant vollzogene strenge Scheidung des Subjektiven vom Objektiven als notwendig an. Er sieht in Kants Philosophie eine willkommene Ergänzung seines eigenen Standpunkts, und so kann er an Jacobi schreiben: „Du würdest mich nicht mehr als einen so steifen Realisten finden, es bringt mir großen Vorteil, daß ich mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden bin, die ich, ob sie gleich nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf."

Digitized by Google

Kants Ethik, besonders die Lehre vom kategorischen Imperativ, wird von Goethe zwar gelegentlich verspottet und mußte ihm mit ihrem extremen Freiheitsbegriff unsympathisch sein; aber er erkennt doch an, daß er „das unsterbliche Verdienst habe, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben." Kants Schrift vom ewigen Frieden, an den Goethe nicht glaubt, ist ihm immerhin „ein sehr schätzbares Produkt seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Komposition und Stil Kantischer als Kantisch ist." Im allgemeinen urteilt er rückblickend zu Eckermann: „Kant ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine Kritik der Urteilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die Kunst aber unzulänglich behandelt hat. — Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ."

Für sich selbst konnte Goethe aus Kants Philosophie nur wenig entnehmen. An der Kritik der reinen Vernunft gefiel ihm der Eingang: „Ins Labyrinth selbst konnt ich mich nicht wagen." Der Kritik der Urteilskraft dagegen ist er „eine höchst fruchtbare Lebensepoche schuldig" gewesen. Hier aber war es weniger Kants Ästhetik als seine Lehre von der teleologischen Urteilskraft, die der Ideen bedarf. Hier glaubte Goethe sich mit Kant einig, ja er behauptete, daß er seine Lehre von der Metamorphose der Pflanzen ganz im Sinne Kants geschrieben habe, ehe er etwas von Kant wußte. „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um seiner selbst willen existiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können: dieses hat Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." Dabei formte aber Goethe die Gedanken Kants um. Er las aus dem Text weiterhin die Berechtigung heraus, die Ideen, die

Digitized by Google

Kant in der ſittlichen Welt uneingeſchränkt gelten ließ, auch in der Natur aufzuſuchen, und er glaubte, dieſes von Kant abgelehnte Abenteuer der Vernunft durchaus in ſeinem Sinne unternommen zu haben.

Neben allem aber, was Goethe an Kant anerkannte und was er für ſich ſelbſt aus ihm gewann, traf er in Kants Werken auf ſo vieles, was ihm im Grunde ſeines Weſens zuwider war und was er von ſich möglichſt fern zu halten ſuchte. Das Kantiſche Denken bleibt ihm ein Denken vom Subjekt aus und gehört damit wie aller Subjektivismus zu den Zeichen der niedergehenden Zeit. Nur unwillig fühlt er ſich verpflichtet, „ſich mit dieſer herrſchenden gewaltſamen Vorſtellungsart bekannt zu machen." Er ſuchte ihren Urſprung im Religiöſen: „Skeptizismus, Kantiſcher, oder Kritizismus, konnte nur aus den Religionsſekten entſtehen, aus dem Proteſtantismus, wo jeder ſich recht gab und dem andern nicht, ohne zu wiſſen, daß ſie alle bloß ſubjektiv urteilten." Da aber, wo Kant ſich aus der Sphäre der reinen Begriffe dem Leben ſelbſt zuwendet, wird er für Goethe unerträglich. Über ſeine Anthropologie ſchreibt er: „Es iſt ein Werk, das beſonders dem Pädagogen höchſt willkommen ſein muß, wir mögen nun die Rolle gegen uns ſelbſt oder gegen andere ſpielen; übrigens ſollte man meo voto dasſelbe nur im Frühjahr leſen, wenn die Bäume blühen, um von außen ein Gleichgewicht gegen das Untröſtliche zu haben, das durch den größten Teil des Buches herrſcht, ich habe es geleſen, indem Kinder um mich ſpielten, und da mag es auch noch hingehen, denn von der Vernunfthöhe herunter ſieht das ganze Leben wie eine böſe Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich. Bei allem dem Vortrefflichen, Scharfſinnigen, Köſtlichen, worin unſer alter Lehrer ſich immer gleich bleibt, ſcheint es mir an vielen Stellen borniert und an noch mehreren illiberal. Ein weiſer Mann ſollte das Wort Narr nicht ſo oft brauchen, beſonders da ihm ſelbſt der Hochmut ſo läſtig iſt. Genie und Talent ſind ihm überall im Wege, die Poeten ſind ihm zuwider, und von den übrigen Künſten verſteht er Gott ſei Dank nichts."

Noch härter urteilt er über Kants Religionsphiloſophie. In der Lehre vom radikalen Böſen ſieht er eine des Philoſophen unwürdige Konzeſſion an die proteſtantiſche Dogmatik. Auch Kant hat „ſeinen

Digitized by Google

philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurteilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen." So kann nun auch Lavater dem „Philosophen des Tages", nämlich dem Kantianer Reinhold in Jena, huldigen. „Dafür werden sie ihm auch gelegentlich die Wunder durch eine Hintertür in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarke des radikalen Übels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu alliieren hat." Mit feinem Instinkt hat Goethe gespürt, daß gerade mit dieser Lehre Kant am weitesten von seinem Pantheismus, Spinozas Lehre und dem Glauben aller Mystiker entfernt war. Zu alledem kommt die Abneigung gegen den philosophischen Stil. Die von Kant geschaffene Philosophensprache war ebensowenig nach seinem Geschmack wie der Jargon der Hegelianer, und so klagt er: „Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaft entweder ums Brot verbauern läßt oder sie auf den Kathedern förmlich zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichem Gallimathias transzendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist."

Sich gegen allen Widerspruch, der ihm durch Schiller und die „herrschende" Philosophie entgegentritt, gegen alles ihm Unsympathische an dieser Philosophie in seinem Denken und in seiner Forschung zu behaupten, war für Goethe nur dadurch möglich, daß er auf diesen Widerspruch soweit einging, als es die Sache selbst erforderte. Schillers Einwurf, daß die Entdeckung der Urpflanze nicht auf Erfahrung beruhe, sondern eine Idee sei, bleibt in ihm haften. Er gibt zu, daß es sich hier um eine Idee handle. Auf den Weg zurückblickend, den er selbst gegangen war, kann er schließlich schreiben: „Ich suchte damals die Urpflanze, bewußtlos, daß ich die Idee, den Begriff suchte, wonach wir sie uns ausbilden könnten." Die Idee erscheint jetzt im Sinne Kants als heuristische Fiktion und als regulatives Ordnungsprinzip: „Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherlei Methoden

Digitized by Google

abnötigt, um sie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber ist man überhaupt wohl einig, daß aber beim Anschauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr selbst, ja eine größere zuschreiben, von denen wir uns dürfen leiten lassen, sowohl wenn wir *suchen* als wenn wir das Gefundene *ordnen*, darüber scheint man nur in einem kleineren Zirkel sich zu verstehen."

So sehr das auch im Sinne Kants zu sein scheint, wenn wir auf die Funktion der Idee, auf das „Suchen" und das „Ordnen" den Blick richten, so ändert sich doch alles, sobald wir darauf achten, was hier mit der Auffassung Kants vom Wesen der Idee verbunden wird. Die Ideen sollen beim Anschauen der Natur geweckt werden, und ihnen soll die gleiche Gewißheit, ja noch eine höhere als der Natur selbst zugeschrieben werden. Das aber ist unverträglich mit Kants Lehre; denn nach ihr gibt es keinen Weg, der von der Anschauung zur Idee führte, da bei ihm die Ideen nicht aus der Erfahrung entspringen, sondern aus der Vernunft, die mit Verstandesbegriffen als ihrem Material arbeitet. Auch kann die Idee bei Kant nicht die gleiche Gewißheit oder noch eine höhere haben als die Natur selbst, da sie die Erfahrung wohl ordnen und unter bestimmte Gesichtspunkte stellen, aber nicht selbst Erfahrung schaffen kann. Bei Goethe bricht hier die Lehre Spinozas durch, nach der wir in den Ideen das Wesen der Dinge erfassen. So wird hier Heterogenes miteinander verbunden, und scheinbar ist es in Goethes Denken zu keiner Klarheit gekommen. Das Betrachten, das Anschauen, die Erfahrung auf der einen Seite, das Denken, die Begriffe, die Ideen auf der anderen werden als Gegensätze gefaßt, und doch soll zwischen ihnen eine unmittelbare Beziehung bestehen. Aus der Betrachtung, Anschauung, Erfahrung soll die Idee entspringen, und sie soll selbst dieselbe Gewißheit, ja eine noch höhere haben als die Erfahrung. Goethe sieht einen Weg, der von der Anschauung zur Idee geht; es ist der Weg, den er selbst gegangen ist. Er sieht aber jetzt auch den andern Weg, der von der Idee zur Erfahrung und ihrer Unterordnung unter die Idee führt; es ist der Weg, den Kant in seiner Erkenntnistheorie dargestellt hat. Goethe sieht hier einen Gegensatz der Erkenntnismethoden, und er löst das Problem mit den alten Mitteln seiner Denkform. Anschauung und Idee werden als die am weitesten aus-

Digitized by Google

einanderliegenden Punkte, als die Pole eines Kreises betrachtet. Die Kreislinie, der Weg der Erkenntnis, läuft von dem einen Pol zum andern und von diesem wieder zum ersten zurück: von der Anschauung zur Idee und von der Idee wieder zur Anschauung.

War Goethe selbst bisher den ersten Weg von der Anschauung zur Idee gegangen, so zeigte ihm Schiller den Weg Kants, der von der Idee zur Anschauung führte. Goethe nimmt diese ihm widerstrebende, der seinen entgegengesetzte Erkenntnisweise auf und findet in ihr die Ergänzung seines Denkens zu einem vollen Kreis, in dem die beiden Erkenntnisweisen einander polar entgegengesetzt bleiben, aber in der höheren Einheit des kreisenden Denkens aufgehoben sind. Goethe faßt diesen Gedanken in den kurzen Aphorismus zusammen: „Durch die Pendelschläge wird die Zeit, durch die Wechselbewegung von Idee zu Erfahrung die sittliche und wissenschaftliche Welt regiert." Dazu gehört die kurz vorher gegebene breite Ausführung: „Wir leben in einer Zeit, wo wir uns täglich mehr angeregt fühlen, die beiden Welten, denen wir angehören, die obere und die untere, als verbunden zu betrachten, das Ideelle im Reellen anzuerkennen und unser jeweiliges Mißbehagen mit dem Endlichen durch Erhebung ins Unendliche zu beschwichtigen. Die großen Vorteile, die dadurch zu gewinnen sind, wissen wir unter den mannigfaltigsten Umständen zu schätzen und sie besonders auch den Wissenschaften und Künsten mit kluger Tätigkeit zuzuwenden. Nachdem wir uns nun zu dieser Einsicht erhoben, so sind wir nicht mehr in dem Falle, bei Behandlung der Naturwissenschaften die Erfahrung der Idee entgegenzusetzen, wir gewöhnen uns vielmehr, die Idee in der Erfahrung aufzusuchen, überzeugt, daß die Natur nach Ideen verfahre, ingleichen daß der Mensch in allem, was er beginnt, eine Idee verfolge. Wobei denn freilich zu bedenken ist, daß die Idee in ihrem Entspringen und ihrer Richtung vielfach erscheint und in diesem Sinne als von verschiedenem Werte geachtet werden könne. Hier aber werden wir vor allen Dingen bekennen und aussprechen, daß wir mit Bewußtsein uns in der Region befinden, wo Metaphysik und Naturgeschichte übereinander greifen, also da, wo der ernste treue Forscher am liebsten verweilt. Denn hier wird er durch den Zudrang grenzenloser Einzelheiten nicht mehr geängstigt, weil er den

Digitized by Google

hohen Einfluß der einfachsten Idee schätzen lernt, welche auf die verschiedenste Weise Klarheit und Ordnung dem Vielfältigsten zu verleihen geeignet ist. Indem nun der Naturforscher sich in dieser Denkweise bestärkt, im höheren Sinne die Gegenstände betrachtet, so gewinnt er eine Zuversicht und kommt dadurch dem Erfahrenden entgegen, welcher nur mit gemessener Bescheidenheit ein Allgemeines anzuerkennen sich bequemt. Er tut wohl, das Hypothese zu nennen, was schon gegründet ist; mit desto mehr freudiger Überzeugung findet auch er, daß hier ein wahres Übereintreffen stattfindet. Er fühlt es, wie wir es auch seiner Zeit empfunden haben. Im Gefolge hiervon wird sich nun keine Spur von Widerstreit hervortun, nur eine Ausgleichung geringer Differenzen wird sich hie und da nötig machen, und beide Teile werden sich eines gemeinsamen Erfolges zu erfreuen haben."

So stellt nun Goethe seine eigenen Bemühungen als eine Systole und Diastole des Denkens dar, das von der Erfahrung zur Idee und von der Idee wieder zur Erfahrung führt: „Die Idee ist in der Erfahrung nicht darzustellen, kaum nachzuweisen, wer sie nicht besitzt, wird sie in der Erscheinung nirgends gewahr; wer sie besitzt, gewöhnt sich leicht über die Erscheinung hinweg, weit darüber hinauszusehen und kehrt freilich nach einer solchen Diastole, um sich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück und versöhnt wechselsweise wohl so sein ganzes Leben." Wenn die Idee aus der Anschauung und der Erfahrung entspringt, so ist umgekehrt zuzugeben, „daß eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne." Und so stellt er seine Methode, die er bei der Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen befolgte, nunmehr im Sinne der neuen Einsicht dar: „Das Unternehmen war nichts Geringeres, als dasjenige, was ich im allgemeinen aufgestellt, dem Begriff, dem *inneren Anschauen* in Worten übergeben hatte, nunmehr einzeln, bildlich, ordnungsgemäß und stufenweise dem Auge darzustellen und auch dem äußeren Sinne zu zeigen, daß aus dem Samenkorn dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne."

Endet so der Erkenntnisprozeß mit der Nachprüfung der durch das

Digitized by Google

Auge des Geiſtes erſchauten Idee an der Wirklichkeit, die ſich dem körperlichen Auge durch unmittelbare Anſchauung darſtellt, ſo liegt ſein Urſprung und Anfang in derſelben ſinnlichen Anſchauung, aus der erſt die Idee hervorgegangen iſt.

Anſchau'n, wenn es dir gelingt.
Daß es erſt ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Der Kreis, der von der ſinnlichen Anſchauung zur Idee, die dem Auge des Geiſtes aufgeht, führt und von dieſer wieder zur Nachprüfung der Idee an der Anſchauung zurückgeht, würde ſich gar nicht entfalten können, wenn nicht der Anfang, der Sprung von der Anſchauung zur Idee, gegeben iſt. Dieſer Anfang des Erkenntnisprozeſſes iſt daher für alle wahre Erkenntnis das Entſcheidende. Das bloße Beſchauen und Betrachten allein führt nicht weiter, wenn dabei nicht die Idee aufblitzt, die nicht in das Gebiet der Anſchauung, ſondern in das des Denkens gehört. Dieſes erſte Aufblitzen der Idee, dieſe Ahnung eines Geiſtigen im Sinnlichen hat daher Goethes Nachdenken über ſeine Erkenntnismethode beſonders beſchäftigt. Er nennt dieſen ihm ſelbſt unerklärlichen Vorgang und Übergang das Aperçu. „Alles kommt in der Wiſſenſchaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden deſſen, was eigentlich den Erſcheinungen zum Grunde liegt. Und ein ſolches Gewahrwerden iſt bis ins Unendliche fruchtbar." Das Aperçu aber ſtellt ſich nicht bei der Betrachtung von Einzelheiten ein. So wie ſchon der junge Goethe vom Ganzen ausging, das er als ſolches intuitiv erfaßte, um von der Geſamtintuition aus die einzelnen Teile des Ganzen in ihrem Zuſammenhange zu verſtehen, ſo iſt auch das Aperçu an die Ganzheit und ihr Erfaſſen gebunden. „Alles wahre Aperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es iſt ein Mittelglied einer großen produktiv aufſteigenden Kette." Und nur, was in dieſer Weiſe produktiv, was *fruchtbar* iſt, das allein iſt wahr. Das Aperçu läßt den Menſchen nicht los, bis es ſich voll ausgewirkt hat: „Ein entſchiedenes Aperçu iſt wie eine inokulierte Krankheit anzuſehen; man wird ſie nicht los, bis ſie durchgekämpft iſt." Wer keine Phan-

Digitized by Google

tasie oder Einbildungskraft besitzt, wird es nie zu einem Aperçu bringen, und Goethe spricht sich hierüber zu Eckermann deutlich aus: „Im Grunde ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginiert, die nicht existieren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahndeten, vermuteten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob dieses Geahndete auch möglich sei und ob es nicht im Widerspruch mit anderen bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht."

Aber die nur psychologische Erklärung des Aperçus als einer Funktion der Einbildungskraft genügt Goethe noch nicht. Das Aufblitzen der Idee läßt sich psychologisch nicht erklären. Es bleibt dabei ein unerklärbarer Rest, ein Geheimnisvolles, Unfaßbares. Es handelt sich um nichts anderes als um das, was der religiöse Mensch unter der Offenbarung des Göttlichen versteht. „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühls, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Vorstellung gibt." Von größter Wichtigkeit ist hier Goethes Formulierung: „eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung". Im Innern muß also eine Anlage, eine Disposition vorhanden sein, die aber erst am Äußeren zur Entfaltung kommt, dadurch, daß — wie er an einer anderen oben schon angeführten Stelle sagt — beim Anschauen der Natur Ideen g e w e c k t werden. So waltet zwischen dem Inneren und Äußeren ein geheimnisvoller Bezug. Erst wenn das, was innen ist, auch außen ist und das, was außen ist, sich auch im Innern darstellt, ist wahre Erkenntnis möglich. Auch hier gilt sein Spruch:

Digitized by Google

Müſſet in Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen;
Denn was innen, das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.

Und auf dasſelbe deuten die Verſe hin:

Ihr folget falſcher Spur;
Denkt nicht wir ſcherzen!
Iſt nicht der Kern der Natur
Menſchen im Herzen?

Aber nicht durch Erforſchung des Innern, durch Analyſe des Selbſtbewußtſeins, durch Selbſterkenntnis oder myſtiſche Verſenkung in ſich ſelbſt, wird die Beziehung zwiſchen dem Inneren und dem Äußeren hergeſtellt. Nur durch die Hingabe an die Gegenſtände der Außenwelt wird das Innere „erweckt"; denn „der Menſch kennt nur ſich ſelbſt, inſofern er die Welt kennt, die er nur in ſich und ſich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenſtand, wohl beſchaut, ſchließt ein neues Organ in uns auf." Und ſo greift Goethe das Wort „gegenſtändliches Denken" auf, das Heinroth in ſeiner Anthropologie zur Bezeichnung der goethiſchen Denkweiſe gebraucht hat. Welchen Wert er auf dieſe Bezeichnung legte, zeigt die Überſchrift, die er den Aufzeichnungen gab, die ſich hieran anſchließen: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geiſtreiches Wort." Dieſes Wort iſt die Charakteriſierung ſeines Denkvermögens als ein „gegenſtändlich tätiges", „womit er ausdrücken will, daß mein Denken ſich von den Gegenſtänden nicht ſondere, daß die Elemente der Gegenſtände, die Anſchauungen in dasſelbe eingehen und von ihm auf das innigſte durchdrungen werden, daß mein Anſchauen ſelbſt ein Denken, mein Denken ein Anſchauen ſei." In dieſem Zuſammenhange fällt das für Goethes Denken vor allem wichtige Wort: „*Jeder neue Gegenſtand, wohl beſchaut, ſchließt ein neues Organ in uns auf.*" Es läßt ſich auf alle Erkenntnisorgane anwenden, wenn wir den deutlichen Hinweiſen Goethes folgen. Nehmen wir als den Gegenſtand, den das Auge wahr-

Digitized by Google

nimmt, das Licht, so bemüht sich Goethe zu zeigen, wie das Auge als Organ durch das Licht entstanden ist: „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Licht fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete. Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen, aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit." Die Schwierigkeit besteht auch hier darin, Außen und Innen, Innen und Außen zusammenzudenken, was nur durch die kreisförmige Gedankenführung möglich ist: vom äußeren Gegenstand geht der Erkenntnisprozeß nach innen, um sich dann wieder vom Innern der Außenwelt zuzuwenden. Auf dem Wege von außen nach innen hat sich unsere Erkenntnis nach den Gegenständen zu richten, ja noch mehr: die Gegenstände bringen die ihnen entsprechenden Erkenntnisorgane erst hervor und schließen sie auf. Der Weg von innen nach außen dagegen ist der Weg, den Kant der Erkenntnis vorgezeichnet hatte. Hier haben sich die Gegenstände nach unserer Erkenntnis zu richten.

Daß aber unsere Erkenntnis mit den Gegenständen übereinstimmt, daß diese nicht nur subjektive Erscheinung bleiben, sondern in ihrem wahren Wesen erkannt werden, ist bei Goethe weder etwas Wunderbares noch etwas Unmögliches, da ja die Erkenntnisorgane selbst erst durch die Gegenstände geschaffen sind, und zwar so, daß sie ihnen entsprechen. Wie weit er hier ging und wie sicher er in dieser Vorstellungsweise lebte und dachte, zeigt der Bericht Schopenhauers: „Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu

Digitized by Google

Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. Was! sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe." Zu den Organen der Erkenntnis aber gehören nicht nur die körperlichen Sinne, besonders das Auge, sondern auch die Augen des Geistes und überhaupt alle seelischen Erkenntnisvermögen. Auch sie werden an den Gegenständen und durch die Gegenstände ausgebildet. So trat uns der Verstand entgegen als das Erkenntnisorgan des Toten, des Gewordenen und Erstarrten, und die Mineralogie wurde als eine Wissenschaft des Verstandes bezeichnet. Die Vernunft dagegen entwickelt sich an der Betrachtung des Lebendigen und wird dadurch fähig, sich zur höchsten Vernunft zu erheben und an die Gottheit zu rühren, die sich ihr in Ideen, in den Urphänomenen offenbart. Das alles wird von Goethe nur hier und da angedeutet, niemals ausgeführt, aber in den rechten Zusammenhang hineingestellt, zeigt es sich als eine notwendige Konsequenz, die sich aus seiner Erkenntnistheorie ergibt.

Dabei ist sich Goethe der Schranken und Grenzen seiner Erkenntnisweise sehr wohl bewußt. Diese Erkenntnis steht nicht in der Gewalt des Menschen. Schon das erste Aperçu ist ein glückliche Eingebung, und das Schauen der Idee eine Offenbarung. „Ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiterzugehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klärer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener hervortun kann." An dem Beispiel einer Erfahrung, die er beim Entziffern alter, in Abkürzungen geschriebener Handschriften machte, die „mit Geist und

Digitized by Google

Liebe, mit Licht und Freiheit" begonnen wurde, aber in einer weniger glücklichen Stunde mit der bloßen Aufmerksamkeit nicht fortschreiten wollte, spricht er sich über die Schwierigkeiten aus, auf die wir treffen, wenn wir das Buch der Natur entziffern wollen. „Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen, was in klarer Entwicklung gar wohl faßlich gewesen wäre, bald macht sie, durch reihenhafte Aufzählung weitläufiger Kurrentschrift unerträgliche Langeweile; sie offenbart, was sie verbarg, und verbirgt, was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?" So ist die Erkenntnis abhängig von Zeit und Stunde der Offenbarung, und diese wieder von der Liebe und dem liebevollen Eindringen in den zu erkennenden Gegenstand.

Daß Goethe im Gegensatz zu Schiller sich zu keiner Arbeit zwingen konnte und mochte, daß er abhängig war von mancherlei Einflüssen und Stimmungen, daß er seine produktiven und unproduktiven Zeiten hatte, so daß er den Rat gab, „alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat", das ist bekannt und oft hervorgehoben worden. Daß aber gerade das Denken und das Produzieren bei ihm zusammenfallen, so daß er erklärt, er könne nur denken, insofern er produziere, wurde bisher noch nicht bemerkt. Diese Produktivität aber steht ihm höher als die Inspiration, unter deren Zwang er halb unbewußt Verse und ganze Gedichte quer über die Blätter schreibt, ja sie ist die höchste und auch die heiligste. Wenn er von ihr spricht, schwingt stets ein tiefer, religiöser Unterton mit: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es ihm beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In sol-

Digitized by Google

chen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Diese durch plötzliche Offenbarung geschenkten Gedanken treten auf verbunden mit den Gefühlen der Reinheit, der Kindlichkeit, des freudigen Dankes, der Verehrung, der Unmittelbarkeit. Auf die Klage, daß das Denken so schwer sei, antwortet Goethe: „Das Schlimme aber ist, daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: da sind wir!" Über den bloßen glücklichen Einfällen aber stehen die Ideen, und unter diesen sind es wieder die Urphänomene, die das Höchste und Letzte darstellen, was das menschliche Denken erreichen kann. Sie erregen nicht nur kindliche Freude, Ehrfurcht vor dem Naiven, sondern das Erschauern, das den religiösen Menschen vor dem Numinosen ergreift. Man versuche es, den Sinn der Worte recht lebendig zu erfassen, die Goethe hierüber geschrieben hat: „*Vor den Urphänomenen, wenn sie unseren Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu bis zur Angst.*" Und wie der religiöse Mensch die Scheu vor dem Numinosen, das Gefühl der Nähe der Gottheit als das Höchste und Letzte fest und rein zu erhalten versucht und es vor aller Verarbeitung durch den zersetzenden Verstand behüten möchte, so möchte Goethe die Enthüllung der Urphänomene vor aller Trivialisierung bewahren. Er fährt fort: „Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln." Und im Gespräch führt er denselben Gedanken aus: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken, es müsse noch weitergehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist."

Goethe liebt es, besonders in seinen Dichtungen, diese Offenba-

Digitized by Google

rung als „von oben", aus einer anderen, höheren, himmlischen Welt kommend, darzustellen und sich an die platonische und christliche Vorstellungsweise anzuschließen. Im Sinne seiner eigenen Weltanschauung aber liegt das nicht. „Nach oben ist die Aussicht uns verrannt." Nicht ein Gott über den Wolken, sondern Gott als das innere, heilige, glühende Leben der Natur drängt in uns selbst zur Offenbarung, wenn das Leben der Natur im Menschen selbst sich „steigert" und dadurch seine Geheimnisse offenbart, die der Natur nicht abgezwungen werden können mit Hebeln und mit Schrauben, wenn sie sich in uns nicht offenbaren mag. Das Leben selbst steigert und erhöht sich vom bloßen, vitalen Leben in der Natur zur Liebe, die im Menschen aufbricht, und dann weiter von der Liebe zum Geist: „Denn das Leben ist die Liebe, und des Lebens Leben Geist." So besteht zwischen dem gesteigertem Leben, das sich in der Produktivität äußert, zwischen Liebe, Erkenntnis und Offenbarung ein fester Zusammenhang, eine „Folge". Eins ergibt sich immer aus dem andern, und das Nächste kann ohne das Vorhergehende nicht sein. Die Liebe ist die Vorbedingung aller produktiven Erkenntnis, und der Geist, die Idee offenbaren sich nur den Liebenden. Immer wieder stoßen wir bei Goethe auf diesen Zusammenhang zwischen Liebe und Erkenntnis, gegenständlichem Denken, Geist und Idee. Nicht nur das bekannte Wort, daß man nichts kennenlerne, als was man liebt, enthüllt diesen Zusammenhang. Goethe meint darüber hinaus auch: „Überall lernt man nur von dem, den man liebt." Vor allem aber verlangt das gegenständliche Denken eine liebevolle Hingabe an die Gegenstände selbst: „Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf allen Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen." „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt." „Ich sehne mich nach den ersten freien Wochen, wo ich dies mit Liebe und Genuß zu behandeln gedenke." Dazu kommt die schon erwähnte Äußerung über die Arbeit, die „mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit" begonnen wurde und der eine „liebe-

Digitized by Google

volle Schärfe" der Sinne und des Verstandes günstig war, ebenso wie schon beim jungen Goethe durch die Liebe „der Blick heiterer über die Welt, der Umgang mit den Menschen sicherer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heimlichen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold." Die Liebe ist es, die Werther den tiefen Blick in das Wesen der Natur eröffnet, und in dem Hymnus an die Natur finden wir die ganz im Geiste Goethes gedachten Worte: „Die Natur hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos." Und noch der alternde Goethe findet freudigen Trost: „Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!" Die Liebe ist die Quelle der Erkenntnis, das Bindeglied zwischen bloßem Leben und geistigem Leben, zwischen Sinnlichkeit und Idee. Aber sie ist zugleich auch eine Lebensmacht, ein Schicksal, das gerade den erkennenden Menschen in Schuld verstrickt. Die Liebe erwacht an der Geliebten. Sie öffnet den Blick für die Herrlichkeit der Erscheinungen. Aber sie löst sich zugleich von dem einen Menschen, dem sie ursprünglich galt, und wird zur reinen Gotteskraft. Dadurch wird der Erkennende schuldig an dem geliebten Wesen, dem er seine Erkenntnis verdankt. Erst steigert Goethe die Frauen, die er liebt, ins Überirdische hinauf. Sie sind die silbernen Schalen, in die er die goldenen Früchte seiner Offenbarungen legt. „Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind." Was sie aber selbst in ihrem eigensten Wesen als Menschen waren, das sieht er dann so wenig, daß er über die Geliebte seines Werther schreiben kann, als er später eine Schilderung ihrer Persönlichkeit las: „Ich wußte wahrlich nicht, daß das all in ihr war, denn

Digitized by Google

ich habe sie viel zu lieb von jeher gehabt, um auf sie acht zu haben." Dann wird ihm die Liebe zum Selbstzweck: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Und schließlich steigt sie über alles Irdische empor:

Und nun dring ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebend'ger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschau'n ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Dieses „Anschau'n ew'ger Liebe" aber weist darauf hin, daß die Liebe selbst aus einer Erkenntniskraft und Erkenntnismacht zum Erkenntnisgegenstand geworden ist, der angeschaut wird. Die Liebe ist also nicht nur die Kraft, die das Auge des Geistes aufschließt und für die Offenbarung der Ideen empfänglich macht, sie ist selbst das Ideelle, die alle anderen Ideen umfassende ewige Idee der Ideen. Die ewige Liebe wird im Unterschied von der irdischen nicht vom Fluß des Werdens getragen. Die Ideen, die „dauernden Gedanken", die sich im Fluß der Erscheinungen erhalten, und die ewige Liebe sind im Letzten und Höchsten ein und dasselbe:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Diese ewige Liebe ist es, die an Faust „von oben teilgenommen" hat. Sie ist es, von der es in der Pandora heißt:

Da blickt ich auf, und auf der Wolke schwebten, schon
Im Gaukeln lieblich, Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt und nannte mir die Schwebenden.
„Dort siehst du", sprach sie, „glänzet L i e b e s g l ü c k empor."
„Wie", rief ich, „droben schwebt es? Hab ich's doch in dir!"

Digitized by Google

Die ewige Liebe aber erscheint — wie Platons Ideen — als Schönheit und Form. Diese Form aber ist für das plastische Sehen Goethes eine ganz bestimmte: die Frauengestalt, das Ewig-Weibliche. In einem Gespräch bekennt er: „daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes konzipiert", und in den Versen der Pandora fließt die Frauengestalt mit der Form, der Idee unmittelbar zusammen:

Der Seligkeit Fülle, die hab ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt ich, sie ergriff ich, da war es getan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich der Erd' ab, zum Himmel hinan.
— — — — — — — — — —
Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.

Wo aber die Liebe, die am einzelnen geliebten Wesen sich entzündete, so „im Allgemeinen verschwebt" und sich ins Ideelle erhebt, schreitet sie über die Geliebte hinaus und über alles Irdische hinweg. Da wird der Liebende schuldig an der Geliebten. Goethe bejaht dieses Schuldig-werden des Armen, der einem Menschen nicht mehr zu geben hat, weil die himmlischen Mächte ihn über alles Menschliche hinaushoben; er bejaht es als ein unausweichliches Lebensgesetz. Ebenso wie die Liebe ist die Schuld, die Entsagung, die Resignation Vorbedingung der Reife, der Bildung der Erkenntnis des Weltgesetzes, dem der Mensch untersteht.

Ruht Goethes ganze geistige Existenz als Dichter, als Forscher auf dem Kreislauf von der Liebe zur Schuld, von der Schuld zur Entsagung und zu neuer Liebe zurück, so mußte die letzte endgültige Entsagung sein ganzes geistiges Leben bedrohen. Von Goethes Werther, der zugrunde geht unter der Gewalt der Herrlichkeit die-

Digitized by Google

ſer Erſcheinungen, die ihm aufleuchtete in der Liebe, bis zum Goethe der Marienbader Elegie, die uns zum letzten Male die Wirkung der Liebe zeigt, die ſie auf den Erkennenden ausübt, reicht der Kreis des Liebeslebens Goethes, der ſich hier zuſammenſchließt und vollendet in einem Werthererlebnis auf höherer Stufe der Entwicklung. Schickte der junge Goethe ſeinen Werther in den leiblichen Tod, ſo deutet die Marienbader Elegie Goethes geiſtiges Sterben an, den letzten großen Verzicht und zugleich den Verluſt der Idee, der Offenbarung, der Erkenntnis der Welt, des Alls:

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimnis werde nachgeſtammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

Iſt ſo die Erkenntnisfähigkeit durch die Liebesfähigkeit bedingt und beſchränkt, hängt das Aufblitzen der Idee und das Verweilen im Ideellen von der Macht und Kraft der Liebe ab, ſo läßt ſich leicht einſehen, daß das Erkennen bei Goethe nicht das affekt- und leidenſchaftsloſe Erkennen des in ſeiner Objektivität verharrenden wiſſenſchaftlichen Denkers iſt, ſondern das den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Kräften fordernde liebevolle Verſtehen. Das Problem des Erkennens iſt bei Goethe nur ein Teil des umfaſſenden und tiefen Problems des Verſtehens und der Möglichkeit, Dinge und Menſchen, die Gegenſtände (πράγματα) und die Meinungen der Menſchen über ſie (δόγματα) in ihrem Sinn zu begreifen. Goethe iſt der Erſte, der in mannigfachen, weit zerſtreuten Anſätzen eine Philoſophie des Verſtehens begründet hat.

Digitized by Google

Der psychologische Grund für sein immer ernster und dringender werdendes Forschen nach den Bedingungen und dem eigentlichen Wesen des Verstehens ist wohl in den Mißverständnissen zu suchen, denen sein Schaffen und Wollen von Anfang an ausgesetzt war, in dem Leiden unter dem Unverstandenbleiben, in dem Mangel an Liebe und liebevollem Eingehen auf den Wesensgehalt seiner Dichtungen ebenso wie seiner wissenschaftlichen Bemühungen. Damit seine Werke wirken können, dazu gehört schon eine sympathische Grundhaltung ihrem Schöpfer gegenüber: „Wer mich nicht mag, dem kann ich nichts geben, mit dem ist es bald ein klares Verhältnis." Aber auch da, wo die Sympathie vorhanden ist, wo Freundschaft und Neigung den Boden bereiten, ist noch nicht alles vorhanden, was zum Verstehen gehört. Es fehlt die Anerkennung der Eigenart und der Verzicht darauf, dem Eigengearteten etwas aufzudringen, was seinem Wesen nicht entspricht. So fährt Goethe an derselben Stelle fort: „Wer mich aber durchaus anders will, als ich bin, der versucht es, mich unter freundlichen Worten zu erwürgen; der ist mein schlimmster Feind, weil er spricht, als ob er mein Freund wäre." Sein Verhältnis zu Lavater, dessen aufdringliche Bekehrungs- und Missionsversuche er mit der wiederholten Bitte, ihn in Ruhe zu lassen, abwehrt, bis er ihm schließlich ganz aus dem Wege geht, ist das drastische Beispiel solcher Freundes-Feindschaft. Die Forderungen aber, die Goethe an andere stellte, fühlte er sich auch verpflichtet, selbst zu erfüllen. So spricht er zu Eckermann: „Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennenzulernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere sowie die nötige Gewandtheit im Leben." Was Goethe hier in ruhiger Gelassenheit auf dem Gipfel seines Lebens ausdrückt, ist das ideale Ziel, das er sich selbst und anderen setzte. Das Streben nach diesem Ziel aber forderte die schmerzlichste Entsagung. Der Wunsch, verstanden zu werden, wie er sich darum bemühte, seine Mitmenschen

Digitized by Google

zu verstehen, mußte der Einsicht weichen, daß, je mehr er seine Mitmenschen verstand, er um so mehr erkennen mußte, daß sie aus ihrer Eigenart und ihrer Welt heraus ihn nicht verstehen konnten.
So finden sich in seinen letzten Schriften und Äußerungen immer wieder erschütternde Klagen über seine Einsamkeit und über den Mangel an Verständnis, besonders auf dem Gebiete des Denkens, der Erkenntnisweise und seiner wissenschaftlichen Forschung. „Ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mitteilen kann." Und bald darauf: „Es ist die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrtum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Not gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß gibt einer nicht zu vermittelnden Trennung." Dazu kommt der bekannte Ausspruch: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Wenn er sich auch in heiteren Augenblicken über die Mißverständnisse und den Vorwurf, unklar und unverständlich zu sein, erheben und bei sich denken kann: „So verstehe ich wenigstens mich selbst, und Gott wird mich wohl auch verstehen", so bricht doch immer wieder sein Unmut und sein Ärger durch, so daß er sich hinreißen läßt und ausruft: „Ewige Opposition, ewiges Nichtanerkennen dessen, was mühsam erforscht ist; jede Anschauung will man sogleich töten und in bloße Begriffe auflösen. Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen."

Schon früh hat Goethe die Ansicht vertreten, daß es nicht die S a c h e n — wie er sich damals ausdrückte — sind, die die Mißverständnisse und den Streit der Ansichten unter den Menschen hervorbringen, sondern die Art, wie jeder die verschiedenen Sachen miteinander kombiniert, und die Gefühle, die hierdurch erweckt werden.

Digitized by Google

So schreibt er schon 1774 in dem Doppelbrief an Lavater und Pfenninger: „Danke dir, lieber Bruder, für deine Wärme um deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegenteil in meinem Herzen. Bin ich nicht resignierter im Begreifen und Beweisen als ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als ihr? — Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich euch nicht den Gefallen tue, mich mit euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts anderes sentieren kann als andere Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere und drum ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Kontroversien Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauche ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? — Nur so schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euren Kopf so wenig als in meinen." Man hat bereits diese Ausführungen auf eine Beeinflussung Goethes durch die Gedanken zurückgeführt, die Spinoza im Anhang zum ersten Teil seiner Ethik entwickelt. Von Spinoza aber trennt Goethe hier doch der Nachdruck, den er auf das verschiedene F ü h l e n der Menschen legt, während es sich bei Spinoza um die verschiedenen V o r s t e l l u n g e n handelt, die die Dinge in uns hervorbringen, wenn sie das Gehirn affizieren, so daß „jeder die Dinge nach der Beschaffenheit seines Gehirns beurteilt oder vielmehr die Affektionen des Vorstellungsvermögens für die Dinge selbst genommen hat.

Digitized by Google

Darum ist es kein Wunder — um auch dies im Vorbeigehen zu bemerken —, daß unter den Menschen die vielen Streitigkeiten, von denen wir erfahren, entstanden sind, und daraus schließlich der Skeptizismus. — Denn in aller Munde sind die Redensarten: Viele Köpfe, viele Sinne; jedem gefällt seine Kappe; jeder hat seine eigene Ansicht sowie seinen eigenen Geschmack. Diese Sprüche zeigen hinlänglich, daß die Menschen die Dinge je nach der Anlage ihres Gehirns beurteilen und sie lieber *vorstellen*, als sie verstandesmäßig erkennen. Denn wenn sie die Dinge verstandesmäßig erkannt hätten, würden diese sie alle, wie die Mathematik bezeugt, wenn nicht für sich gewinnen, so doch wenigstens überzeugen. Wir sehen also, daß alle Begriffe, durch die die große Menge die Natur zu erklären pflegt, nur *Vorstellungsweisen* sind, und keines Dinges Natur, sondern allein den Zustand des Vorstellungsvermögens anzeigen."

Von alledem ist Goethe noch weit entfernt. Erst nachdem er bei seiner Naturforschung auf eine andere, ihm unsympathische Denkweise stieß, als er sich über den Unterschied seiner Methode von der eines Linné bewußt wurde, als er gerade zu dieser Zeit durch den von Jacobi entfesselten Streit um Lessings Weltanschauung von neuem auf Spinoza hingewiesen wurde und die Ethik zusammen mit Frau von Stein studierte, beginnt er, die Verschiedenheit des Denkens und der Ansichten über die Dinge auf die verschiedenen „Vorstellungsweisen" ganz im Sinne Spinozas zurückzuführen. Seiner Abhandlung über die Metamorphose der Pflanzen stellt er als Motto den Spruch Epiktets voran: ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα. Wie er beim Studium der Botanik auf die ihm unsympathische Denkweise des mit den Denkmitteln der aristotelischen Logik arbeitenden Systematikers Linné gestoßen war und gezwungen wurde, sich mit ihr auseinanderzusetzen, so wurde er auf dem Gebiete der Farbenlehre in einen noch viel schärferen Gegensatz zum physikalischen Denken Newtons hineingetrieben. Den letzten und entscheidenden Anstoß zu einer umfassenden Klärung des Verhältnisses seiner Denkweise zu den anderen, die ihm entgegentraten, aber gab sein Zusammentreffen mit Schiller, dessen an Kant geschultes Denken er so stark als Gegensatz zu dem seinen empfand,

Digitized by Google

daß er darüber in dem Aufsatz „Glückliches Ereignis", den er unter seine Abhandlungen zur Morphologie aufnahm, schrieb: „Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber deswegen in Eins nicht zusammenfallen können." Wie Goethe seine Fassung des Begriffs der „Idee" an Spinoza orientierte, um sie der Idee im Sinne Kants, wie sie Schiller dachte, entgegenzustellen, so greift er jetzt ebenfalls auf Spinoza zurück, um sich Klarheit über die verschiedenen Denkweisen zu verschaffen, von denen er sich von allen Seiten bedrängt sieht. Er führt sie ebenso wie Spinoza auf die verschiedenen „Vorstellungsarten" zurück.

Neben dem Einfluß Spinozas weist Boisserée auch auf Bacons Traktat über die Idole hin: „Philosophisches Denken; ohne eigentliches philosophisches System. Spinoza hat zuerst großen und immer bleibenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Dann Bacos kleines Traktätchen De idolis; Εἰδώλεις, von den Trugbildern und Gespenstern. Aller Irrtum der Welt komme von solchen Εἰδώλεις (ich glaube, er nimmt deren zwölf hauptsächliche an). Diese Ansicht half Goethe sehr, sagte ihm ganz besonders zu. Überall suchte er nun nach dem Eidolon, wenn er irgend Widersprüche fand, oder Verstockung der Menschen gegen die Wahrheit, und immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärtig, stieß man gegen die allgemeine Meinung, so dachte er bald, das wird wieder ein Eidol sein, und kümmerte sich nicht weiter. So reiste er nach Italien; da besonders wurde er immer von philosophischen Gedanken verfolgt, und kam er auf die Idee der Metamorphose. Als er nachher Schiller in Jena sah, teilte er ihm diese Ansicht der Dinge mit, da rief Schiller gleich: Ei, das ist eine Idee! Goethe mit seiner naiven Sinnlichkeit sagte immer, ich weiß nicht, was eine Idee ist, ich sehe es wirklich in allen Pflanzen. Nun wollte er sich doch auch mit der Sprache und dem System dieser Männer bekannt machen, so kam er durch Schiller an die kantische Philosophie, die er sich von Reinhold in Privatstunden vortragen ließ."

Was Goethes Denken jetzt nach allen Seiten hin aufschloß, was ihn zum Verstehen anderer Denkweisen befähigte, war vor allem das Verständnis, das Schiller ihm trotz des gewaltigen Gegensatzes entgegenbrachte und in dem großen Briefe niederlegte, in dem er — wie

Digitized by Google

Goethe ſich ausdrückt — die Summe ſeiner Exiſtenz zog. Bald darauf folgt ein Brief an Jacobi, der in kurzer, knapper Formulierung das ganze Programm der Überprüfung ſeines eigenen Denkens und der Vorſtellungsarten der anderen, mit denen er zuſammengeſtoßen war, enthält: „Die Phänomene zu erhaſchen, ſie zu verſuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorſtellungsarten darüber kennenzulernen, bei dem erſten ſo aufmerkſam, bei dem zweiten ſo genau als möglich zu ſein, beim dritten vollſtändig zu werden und beim vierten vielſeitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung ſeines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch ſonſt nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntnis nimmt man leider bei dieſer Gelegenheit auch zu. Oh! Mein Freund, wer ſind die Gelehrten und was ſind ſie!" Daß dieſe Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben, zeigt eine nach zwei Jahren wieder in einem Brief an Jacobi auftretende Bemerkung: „Du würdeſt mich nicht mehr als einen ſo ſteifen Realiſten finden, es bringt mir großen Vorteil, daß ich mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden bin, die ich, ob ſie gleich nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einſeitigkeit zum praktiſchen Gebrauch äußerſt bedarf." Der Vorwurf, den er ſpäter gegen Jacobi und ſeine Beſchränktheit erhebt, erklärt ſich aus den perſönlichen Erfahrungen, die er mit ſeinen Bemühungen um das Verſtändnis Schillers gemacht hat: „Wer nicht dahin gekommen iſt, einzuſehen, daß wir Menſchen einſeitig verfahren und verfahren müſſen, daß aber unſer einſeitiges Verfahren bloß dahin gerichtet ſein ſoll, von unſerer Seite her in die andere einzudringen, ja, womöglich ſie zu durchdringen und ſelbſt bei unſeren Antipoden wieder aufrecht auf unſre Füße geſtellt zutage zu kommen, der ſollte einen ſo hohen Ton nicht anſtimmen, aber dieſer iſt leider gerade die Folge von jener Beſchränktheit."

Goethes Streben, andre Denkweiſen zu durchdringen, war inzwiſchen immer umfaſſender geworden. Als er die Histoire comparée des systèmes de Philosophie von Degerando geleſen hat, zieht er die Summe aus ſeinen Erkenntniſſen: „Bei Leſung dieſes Werkes begriff ich aufs neue, was der Verfaſſer auch ſehr deutlich ausſpricht: daß die verſchiedenen Denkweiſen in der Verſchiedenheit der Men-

Digitized by Google

schen gegründet sind und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nun weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug getan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andere." Gerade das mißfiel ihm an den Kantianern, daß sie diese Forderung der Billigkeit nicht erfüllten. So hatte er schon an Schiller geschrieben: „Ich gebe gern zu, daß es nicht die Natur ist, die wir erkennen, sondern daß sie nur nach gewissen Formen und Fähigkeiten unseres Geistes von uns aufgenommen wird ... Freilich mag es sehr viele Stufen des Anschauens geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß man uns diese einmal recht deutlich vorlegte und zugleich begreiflich machte, was man für die höchste hält. Der transzendentale Idealist glaubt nun freilich ganz oben zu stehen; eins will mir aber nicht an ihm gefallen, daß er mit den anderen Vorstellungsarten streitet; denn man kann eigentlich mit keiner Vorstellungsart streiten." Was Goethe hier von den Kantianern sagt, gilt heute noch von ihnen. Die Forderung aber, die Goethe hier aufstellt, die verschiedenen Stufen der Anschauung zu untersuchen, aus denen sich die mannigfaltigen Vorstellungsarten ergeben, die wieder die Ursachen der verschiedenen Denkweisen sind, habe ich zuerst in meinem Buche „Denkformen" zu erfüllen versucht, ohne damals zu wissen, daß dies eine Forderung Goethes ist, und ohne zu ahnen, daß Goethe selbst mit der Herausarbeitung von Denkweisen begonnen hat. Erst die Erforschung der Denkformen überhaupt erschloß das Verständnis für die zahlreichen Stellen, die sich in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften finden, in seinen Briefen und in den Berichten über seine Gespräche, an denen Goethe sich um eine Theorie der Denkformen oder — wie er sagt — Denkweisen bemüht.

Das ganze Problem stand ihm dabei klar vor Augen. So heißt es in den Sprüchen: „Ein jeder Mensch sieht die fertige, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren, andere zaudern an ihr herum, einige zweifeln sogar an ihrem Dasein. Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemandem streiten, son-

Digitized by Google

dern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgendeinen Einfluß hätten, sondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig sind."

Goethe hat es zuerst versucht, die verschiedenen Denkweisen in eine systematische Ordnung zu bringen. Dabei durchkreuzen sich zwei verschiedene Ansätze und Gesichtspunkte. Meist stellt er einzelne Vorstellungs- und Denkweisen einander polar als Gegensätze gegenüber und sucht zugleich die einzelnen Gegensatzpaare durch eine Synthese zu verbinden, dann wieder konstruiert er eine aufsteigende Reihe der Denkweisen, in der eine sich immer über der anderen erhebt und die letzte alle anderen als Vorstufen in sich umfaßt. Zum Abschluß und Ausgleich ist er nicht gekommen; aber die beiden Prinzipien, die er mit seinem eigenen Denken überall in der Natur bestätigt fand, das der Polarität und das der Steigerung sind in den fragmentarischen Entwürfen und in den gelegentlichen Äußerungen auch auf diesem Gebiete deutlich zu erkennen, so daß sich hieraus erschließen läßt, wohin Goethe strebte. Er behandelte das Denken der Menschen wie alle anderen Gegenstände und suchte die verschiedenen Denkweisen denselben Gesetzen zu unterwerfen, von deren allgemeiner Geltung im weiten Reiche der Natur er überzeugt war.

1. Die Polarität

Polar gegenüber stehen sich bei Goethe zunächst das atomistische und das dynamische Denken. Aus einem Vortrag Goethes hat sich Sophie v. Schardt folgendes aufgezeichnet:

„Zweierlei Vorstellungsarten: dynamisch, atomisch.

1. Das Wirkende, sich Äußernde, Handelnde, Bewegende, Schaffende.
2. Das Erleidende, Duldende, Angeregte, Bewegte, Gegensatz des einen zum andern.

1. Ein Unsichtbares, ein Daseiendes ohne vehiculum, eine Kraftäußerung ohne ein Wie, das uns bekannt sein könnte.
2. Atome, wirkliche, sichtbare, zu ergreifende.

Digitized by Google

1. Die physische (Vorstellungsart), die sich auf das Ganze bezieht.
2. Die chemische, die sich mit dem Besonderen, dem Realen beschäftigt.

Aus verschiedenen Vorstellungsarten entsteht ein neues Resultat; jeder hat die seine; jeder neigt mehr zu der einen oder zu der anderen herüber. Lukrez, Epikur bekannten sich zu der Vorstellungsart, die wir die atomistische oder chemische nennen möchten; in den realen Stoffen der Materie suchten sie Entstehung und Ordnung durch Hilfe des Zufalls. Andre suchten es in einer unbekannten, unsichtbaren höheren Gewalt, in anregenden Kräften."

Aus diesem flüchtig notierten Schema läßt sich noch so viel erkennen, daß die beiden Vorstellungsarten an verschiedenen, einander ihrem Wesen nach entgegengesetzten Gegenständen ausgebildet und orientiert sind. Die beiden ersten Gegensatzpaare stellen nicht die Vorstellungsarten selbst dar, sondern die Gegenstände, die vorgestellt werden: das Wirkende, sich Äußernde, Handelnde, Schaffende, das ein Unsichtbares ist, ein Daseiendes ohne vehiculum, eine Kraftäußerung ohne ein Wie, das uns bekannt sein könnte, ist offenbar nichts anderes als jenes innere, heilig glühende Leben der Natur selbst, von dem schon der junge Goethe spricht und das in allen lebendigen Wesen als unsichtbare Kraft ohne äußeren Anstoß, ohne ein sichtbares „Wie" in allen Kreaturen lebt und webt. Das dazu im Gegensatz stehende Erleidende, Duldende, Angeregte, Bewegte, die wirklichen, sichtbaren, zu ergreifenden Atome dagegen sind die toten Stoffe der bis in ihre letzten Bestandteile zerlegbaren Materie, die sich passiv verhalten und nur von außen angeregt und bewegt werden können.

Daß dies Goethes wahre Meinung ist, geht aus anderen Stellen hervor. Zu den atomistisch Denkenden gehören die Chemiker und Anatomen, von deren Forschungsergebnissen Goethe sagt: „Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige denn von organischen Körpern." Atomistisch denkt auch

Digitized by Google

Linné, und Goethe stellt ihm sein dynamisches Denken gegenüber: „Es kommt nämlich darauf an, ob wir die Pflanze in ihrer lebendigen Metamorphose, als ein Etwas, das nur im geregelten Wechsel Bestand hat, verfolgen, oder ob wir sie als ein Beharrliches und folglich Totes in irgendeinem oder einigen weit auseinanderliegenden Zuständen auffassen und festhalten wollen. Die Wahl ist entscheidend. Wer sich mit Linné fürs letztere erklärt, geht am sichersten; wer sich aber einmal in den Umlauf der Metamorphose einläßt, darf nicht mehr still stehn oder gar zurückschreiten. Von dem ersten Bläschen an, woraus Pilz und Alge, wie das Samenkorn der höchsten Pflanze hervorgeht, muß er den Gang der Entwicklung verfolgen." Daher ist seine Morphologie nicht eine Lehre von der bloßen Gestalt, die als solche immer etwas Totes und Beharrendes bleibt und daher Objekt des atomistischen, nicht aber des dynamischen Denkens ist.

Es ist daher nicht richtig, Goethe so ohne weiteres zum Vorläufer einer modernen Gestalttheorie zu machen; denn gerade auf die bloße Gestalt kommt es ihm nicht an. Schon in den einleitenden Bemerkungen zur Morphologie heißt es: „Der Deutsche hat für den Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt. Er abstrahiert bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixiert sei. Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hergebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt. Wollen wir also eine Morphologie einleiten, so dürfen wir nicht von Gestalt sprechen, sondern, wenn wir das Wort brauchen, uns allenfalls dabei nur die Idee, den Begriff oder ein in der Erfahrung nur für den Augenblick Festgehaltenes denken. Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und biegsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht."

Digitized by Google

Atomisten, die ihr Denken an toten Gegenständen orientieren, sind vor allem Newton und alle Physiker. Ihnen will er die Farbenlehre entreißen, die durch ihre Methode entstellt wurde: „Man wird dem Wissen, der Wissenschaft, dem Handwerk und der Kunst Glück wünschen, wenn es möglich wäre, das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit, in die es bisher verwiesen, dem allgemeinen dynamischen Flusse des Lebens und Wirkens wiederzugeben, dessen sich die jetzige Zeit erfreut." Die Mathematik aber, die von den atomistisch denkenden Physikern bevorzugt wird, gehört zu diesem Denken, weil ihre Formeln „völlig starr und leblos" sind. Goethe ehrt die Mathematik „als die erhabenste und nützlichste Wissenschaft, solange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist"; er wehrt sich aber dagegen, „daß man sie bei Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen und wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint." Daß dieses atomistische, sich an der Beschaffenheit und dem Verhalten toter Gegenstände zueinander orientierende Denken die Denkform ist, die von den Gelehrten auf dem Gebiete der sogenannten exakten Naturwissenschaften angewendet wird, daß er sich selbst zu diesem Denken in einem unüberwindlichen Gegensatz befindet, hat Goethe an unzähligen Stellen mehr oder weniger deutlich und grob gesagt, auch seine Abneigung in den Versen ausgedrückt:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Mit dem atomistischen und dem dynamischen Denken fallen nun für Goethe die Methoden der Analyse und der Synthese zusammen. Wenn er in dem Schema die chemische Vorstellungsart, die sich mit dem Besonderen, dem Realen beschäftigt, von der physischen unterscheidet, die sich auf das Ganze bezieht, so bedürfen diese kurzen Andeutungen der Interpretation durch andere Stellen, an

Digitized by Google

denen das klar hervortritt, was Goethe hier meint. In seinen Aufsätzen zur Morphologie spricht Goethe von der atomistischen und dynamischen Vorstellungsart, „welche sich nur darinne unterscheiden, daß jene in ihrer Erklärung das geheimnisvolle Band nachbringt, und daß diese es voraussetzt." Es handelt sich also bei der atomistischen Methode um ein Ausgehen von den Teilen, die dann in einen Zusammenhang gebracht werden, bei der dynamischen dagegen um eine Vorwegnahme des ganzen Zusammenhangs und um eine Erklärung der Teile aus diesem ganzen Zusammenhang heraus, oder, wie Goethe kurz vorher sagt, um „die Tendenz des Geistes, ob er aus dem Einzelnen ins Ganze oder aus dem Ganzen ins Einzelne zu schreiten geneigt ist". Das analytische ist ebenso wie das atomistische ein Denken, das sich auf die Materie, auf tote Körper bezieht, im Gegensatz zum synthetischen Denken, das es mit dem lebendigen Geiste zu tun hat: „Was ist im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Teilen uns zu schaffen machen und nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile seine Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bändigt oder sanktioniert?"

So sehr sich aber Goethe bemüht, das atomistische und dynamische Denken mit dem analytischen und synthetischen zu voller Übereinstimmung zu bringen, so bleibt doch ein Rest des Unvereinbaren übrig. Während er nämlich das atomistische und das dynamische Denken auf „Antinomien der Vorstellungsart" zurückführt, die einen unlösbaren Widerspruch und einen unvereinbaren Gegensatz, eine bleibende Polarität darstellen, sucht er das analytische und das synthetische Denken miteinander zu vereinen. Das eine fordert das andere zu seiner Ergänzung. Er verlangt, daß „ein großer Forscher und Beobachter auch ein bedeutender Verallgemeinerer und Zusammenfasser" sei. Diese Vereinigung herzustellen aber ist das Schwerste, da sie das Denken in zwei einander entgegengesetzten Denkweisen fordert: „Dem Verständigen, auf das Besondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden ist gewissermaßen das zur Last, was aus einer Idee kommt und auf sie zurückführt. Er ist in seinem Labyrinthe auf eine eigene Weise zu Hause,

Digitized by Google

ohne daß er sich um einen Faden bekümmerte, der schneller durch und durch führte; und solchem scheint ein Metall, das nicht ausgemünzt ist, nicht aufgezählt werden kann, ein lästiger Besitz; dahingegen der, der sich auf höheren Standpunkten befindet, gar leicht das Einzelne verachtet, und dasjenige, was nur gesondert ein Leben hat, in eine tötende Allgemeinheit zusammenreißt. In diesem Konflikt befinden wir uns schon seit langer Zeit." Dieser Konflikt aber ist lösbar, wenn bedacht wird, daß beide Denkweisen sich gegenseitig bedingen und keine von beiden, für sich genommen, zu wahrer Erkenntnis führt: „Das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Dieses aber mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit, und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu tun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll."

So wird der Forscher immer finden, daß der Mensch „dasjenige *voraussetzt*, was er *gefunden* hat, und dasjenige *findet*, was er *voraussetzt*. Der Naturforscher als Philosoph darf sich nicht schämen, sich in diesem Schaukelsystem hin und her zu bewegen und da, wo die wissenschaftliche Welt sich nicht versteht, sich selbst zu verständigen." Von hier aus fällt ein neues Licht auf den anderen bildlichen Ausdruck vom Pendel, das sich hin und her bewegt von der Erfahrung zur Idee und von der Idee wieder zurück zur Erfahrung. Goethe fügt an anderer Stelle hinzu: „Es müsse in dem Geiste eines wahren Naturforschers sich immerfort wechselweise wie eine sich im Gleichgewicht bewegende Systole und Diastole ereignen, aber wir wollen nur gestehen, genau bemerkt zu haben, daß die Analyse der Synthese und umgekehrt diese jener hinderlich ist, in dem Grad, daß eine die andere auszuschließen scheint. Dieses ins Klare zu setzen wäre für den Psychologen keine geringe Aufgabe, die, insofern es möglich wäre, gelöst, beide Parteien über sich selbst aufklären und zu einer Versöhnung, vielleicht gar zu geselliger Mitarbeit die Einleitung geben könnte."

Digitized by Google

Diese Forderung zunächst selbst zu erfüllen, dahin geht jetzt Goethes ganzes Streben. Trotz seiner besonderen, fest ausgeprägten und von allen anderen Denkformen klar unterschiedenen eigenen Denkweise, bemüht er sich jetzt, „wie ein anderer denken zu können". Er glaubt, daß ihm als dramatischem Dichter dies nicht schwer werde, während es „für einen jeden Dogmatiker freilich eine harte Aufgabe ist". Er sieht in diesem Wechsel der Denkweise keine Gefahr, sondern einen Vorteil: „Wenn wir uns an verschiedene Denkweisen zu gewöhnen wissen, so führt es uns bei Naturbetrachtungen nicht zum Unsicheren; wir können über die Dinge denken, wie wir wollen, sie bleiben immer fest für uns und andere Nachfolgende." Und so stellt er die Forderung auf: „Bei allem nun hat der treue Forscher sich selbst zu beobachten und zu sorgen, daß, wie er die Organe bildsam sieht, er sich auch die Art zu sehen bildsam erhalte, damit er nicht überall schroff bei einerlei Erklärungsweise verharre, sondern in jedem Fall die bequemste, der Ansicht, dem Anschauen analogste zu wählen verstehe." War aber Goethes Anschauen zugleich ein Denken, sein Denken ein Anschauen, so mußte die Art des Sehens mit der Art des Denkens zusammenfallen. Wie er die Organe der lebendigen Wesen in der Natur bildsam sieht, so sieht er jetzt die Arten des Sehens und Denkens als Organe des Geistes an. Sie werden ihm zu „Phänomenen", zu Gegenständen, und er sucht diese Phänomene ebenso mit den Mitteln seiner eigenen Denkform zu bewältigen wie die Gestalten der lebendigen Natur.

2. Die Steigerung

Wie die Naturformen, so sollen sich die Denkformen auseinander entwickeln; sie sollen sich in eine „Folge" bringen lassen; sie sollen neben der Polarität, die er an ihnen entdeckt hat, neben dem Kreislauf, der von der Erfahrung zur Idee und von der Idee wieder zur Erfahrung, von der analytischen Denkweise zur synthetischen und wieder zurück führt, neben diesem „Pendelschlag", diesem „Schaukelsystem" auch das andere Grundgesetz alles Lebendigen erfüllen: das Gesetz der Steigerung, der Metamorphose, durch die sich das eine aus dem andern entwickelt. So bemerkt er gelegentlich in einem Briefe an Reinhard, in dem er von dem Eindruck

Digitized by Google

berichtet, den das Buch Bregnets: Sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire, auf ihn gemacht hat: „Doch ist es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich alles mehr begeistet und belebt, eins ins andre greift und keins ohne das andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation und Steigerung der Denkweisen!" Eine solche Aufzeichnung aber hat Goethe selbst geliefert. In seinen Materialien zur Morphologie heißt es:

„Niemand, der eine wissenschaftliche Kenntnis sich zuzueignen denkt, fühlt gleich im Anfange die Notwendigkeit voraus, daß er seine Denk- und Vorstellungsart immer werde höher spannen müssen. — —

Man tut also wohl, sich gleich von Anfang auf ernsthafte Fragen und ernste Beantwortungen vorzubereiten.

Wenn man sich hierüber einigermaßen beruhigen will und eine heitere Aussicht verschaffen will, so kann man sich sagen, daß niemand eine Frage an die Natur tue, die er nicht beantworten könne; denn in der Frage liegt die Antwort, das Gefühl, das sich über einen solchen Punkt etwas denken, etwas ahnden lasse.

Freilich wird nach der verschiedenen Weise der Menschen gar verschiedentlich gefragt.

Um uns in diesen verschiedenen Arten einigermaßen zu orientieren, wollen wir sie einteilen in:

Nutzende
Wissende
Anschauende und
Umfassende.

1. Die Nutzenden, Nutzen-Suchenden, -Fordernden sind die ersten, die das Feld der Wissenschaft gleichsam umreißen, das Praktische ergreifen; das Bewußtsein durch Erfahrung gibt ihnen Sicherheit, das Bedürfnis eine gewisse Breite.

2. Die Wißbegierigen bedürfen eines ruhigen, uneigennützigen Blickes, einer neugierigen Unruhe, eines klaren Verstands und stehen

Digitized by Google

immer im Verhältnis mit jenen; sie verarbeiten auch nur im wissenschaftlichen Sinn dasjenige, was sie vorfinden.

3. Die Anschauenden verhalten sich schon produktiv, und das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Anschauen und geht dahin über, und, sosehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sich versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen.

4. Die Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen. — —

Bei allem wissenschaftlichen Bestreben muß man sich deutlich machen, daß man sich in diesen vier Regionen befinden wird.

Man muß das Bewußtsein sich erhalten, in welcher von diesen man sich eben befindet.

Und die Neigung, sich in einer so frei und gemütlich als in der andern zu bewegen.

Das Objektive und Subjektive des Vortrags wird also hier voraus bekannt und gesondert, wodurch man hoffen kann, wenigstens einiges Vertrauen zu erregen."

Auf den ersten Blick scheint es, als hätten wir hier etwas ganz anderes vor uns, als es die einander polar gegenübergestellten, antinomischen Vorstellungs- und Denkarten des atomistischen und dynamischen, des analytischen und synthetischen Denkens waren. Dringt man aber tiefer in Goethes Schema ein und nimmt zur Deutung andere Stellen hinzu, so läßt sich leicht einsehen, daß die beiden mittleren Denkweisen mit der atomistisch-analytischen und der dynamisch-synthetischen zusammenfallen, während die erste als Vorstufe alles wissenschaftlichen Erkennens und die vierte als die goethische Synthese aus der zweiten und dritten hinzugefügt wird.

Unter der Denkweise der Nutzenden, Nutzen-Suchenden, -Fordernden versteht Goethe die teleologische Betrachtungsweise der Natur. Daß er gerade hiermit beginnt, hat wohl seinen Grund darin, daß auch Spinoza in jenem Anhang zum ersten Teile seiner Ethik, der die Lehre von den verschiedenen Vorstellungs-

Digitized by Google

arten enthält, zunächst die teleologische Erklärung der Natur auf den Trieb des Menschen zurückführt, alles auf sich selbst zu beziehen, woraus der Glaube folgte, Gott habe alles um des Menschen willen gemacht, den Menschen aber, damit er ihn deshalb verehre. Daß Goethe die teleologische Betrachtungsweise unmittelbar mit dem Gottesbegriff in Verbindung brachte, zeugt wohl davon, daß er hier vor allem der Lehre Spinozas folgte. Der Kampf gegen die Nützlichkeitslehrer zieht sich durch fast alle seine naturwissenschaftlichen Schriften hindurch, und noch kurz vor dem Ende seines Lebens spricht er hierüber zu Eckermann: „Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt, und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag, ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!“

Trotz dieser Ablehnung der metaphysischen Folgerungen, die sich aus dieser Vorstellungsart ergeben, sucht Goethe doch auch, ihr gerecht zu werden und sie als eine notwendige Vorstufe der eigentlich wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu begreifen. In seinem „Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre“ schreibt er der Teleologie die Schuld zu, daß sie die philosophische Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten habe und noch aufhält; aber er erklärt zugleich: „Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle trivialen Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist.“

Digitized by Google

Dem Menſchen iſt es unmöglich, dieſe Vorſtellungsart aufzugeben, der Naturforſcher aber muß ſich von ihr entfernen. Das zeigt ſchon das Studium der Botanik. „Der Botanik als Wiſſenſchaft ſind die bunteſten und gefülleſten Blumen, die eßbarſten und ſchönſten Früchte nicht mehr, ja im gewiſſen Sinne nicht einmal ſo viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zuſtande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapſel.“ Nun aber bemüht ſich Goethe in dieſem Aufſatz zu zeigen, daß die Teleologie doch inſofern einen Wert hat, als aus dieſer Vorſtellungsart eine andere hervorgeht. Denn dadurch gerade, daß der Menſch alle Dinge auf ſich bezieht, wird er genötigt, „allen Dingen eine innere Beſtimmung nach außen zu geben“. Die inneren Organe der einzelnen Weſen ſind ihrer äußeren Umgebung zweckmäßig angepaßt, und an die Stelle einer tranſzendenten, von außen her durch einen Schöpfer hervorgebrachten tritt eine immanente, ſich in der Welt ſelbſt auswirkende Zweckmäßigkeit. „So ſehen wir auf der Erde, in dem Waſſer, in der Luft die mannigfaltigſten Geſtalten der Tiere ſich bewegen, und nach dem gemeinſten Begriffe ſind dieſen Geſchöpfen die Organe angeſchaffen, damit ſie die verſchiedenen Bewegungen hervorbringen und die verſchiedenen Exiſtenzen erhalten können. Wird uns aber nicht ſchon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Weſens, welches wir derſelben unterzulegen pflegen, reſpektabler, wenn wir ſelbſt ihre Kraft bedingt annehmen und einſehen lernen, daß ſie ebenſogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fiſch iſt für das Waſſer da, ſcheint mir viel weniger zu ſagen als: Der Fiſch iſt in dem Waſſer und durch das Waſſer da; denn dieſes letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erſtern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Exiſtenz eines Geſchöpfes, das wir Fiſch nennen, ſei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Waſſer nennen, möglich, nicht allein um darin zu ſein, ſondern auch um darin zu werden. Eben dieſes gilt von allen übrigen Geſchöpfen. Dieſes wäre alſo die erſte und allgemeinſte Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entſchiedene Geſtalt iſt gleichſam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes ſich verſchieden bildet. Ebendadurch erhält ein Tier ſeine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es

Digitized by Google

von außen so gut als von innen gebildet worden; und was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann." Hier leuchtet die goethische Weltansicht auf, die er in der Formel zusammenfaßte: „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; denn was innen, das ist außen."

So führt von der Nützlichkeitslehre, die am Anfang aller Bemühungen des Menschen um die Erkenntnis der Natur steht, durch ihre Vertiefung der Weg unmittelbar zu der Denkweise des „Umfassenden", die Goethe an den Schluß seiner Tabelle stellte. Anfang und Ende dieser „Steigerung" des Denkens, die beiden am weitesten auseinanderliegenden Pole, berühren sich, und am Ende dieses Aufsatzes, der mit der vorwissenschaftlichen Teleologie begann, steigt die umfassende Vorstellung des über alle wissenschaftliche Forschung hinausgehenden Gesamtbildes der Schöpfung auf als Antwort auf die Doppelfrage: „Was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf eben diese allgemeine Gestalt? Was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? Jetzt wird man sich *in der Betrachtung erheben* und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig

Digitized by Google

ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres, noch Jahrzehents, noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen."

Zwischen der primitiven Teleologie und diesem allumfassenden Schauen und Forschen aus dem intuitiv erfaßten Zusammenhang des Ganzen heraus liegen die Denk- und Vorstellungsarten des Wissenden und des Anschauenden. Goethe hat sie selbst miteinander verbunden. Anf die Tabelle der Denkweisen folgt die Darstellung der „genetischen Behandlung":

„Es fällt in die Augen, daß wir uns bei unsern Vorträgen meist auf den Grenzen der zweiten und dritten Region aufhalten werden; wir werden uns mit Bewußtsein aus einer in die andere bewegen.

Gewöhnlich nehmen die Wissenden instinktartig ihre Zuflucht zu den Anschauenden, ob sie auch gleich oft in theoretischen Fällen sich durch einen falschen teleologischen Weg zu den Nutzenden zurückbegeben, worunter wir alle Naturforschenden zur Ehre Gottes rechnen.

Ein Punkt, wo die Nähe der beiden Regionen anschaulich gemacht und genutzt werden kann, ist die genetische Behandlung.

Wenn ich eine entstandene Sache vor mir sehe, nach der Entstehung frage und den Gang zurückmesse, soweit ich ihn verfolgen kann, so werde ich eine Reihe Stufen gewahr, die ich zwar nicht nebeneinander sehen kann, sondern mir in der Erinnerung zu einem gewissen idealen Ganzen vergegenwärtigen muß.

Erst bin ich geneigt, mir gewisse Stufen zu denken; weil aber die Natur keinen Sprung macht, bin ich zuletzt genötigt, mir die Folge einer ununterbrochenen Tätigkeit als ein Ganzes anzuschauen, indem ich das Einzelne aufhebe, ohne den Eindruck zu zerstören.

Teilung in gröbere Momente.

Versuch einer feineren.

Versuch noch mehrerer Zwischenpunkte.

Wenn man sich die Resultate dieser Versuche denkt, so sieht man, daß zuletzt die Erfahrung aufhören, das Anschauen eines Werdenden eintreten, und die Idee zuletzt ausgesprochen werden muß."

Hieraus dürfen wir wohl entnehmen, daß die Wissenden zu den atomistisch und analytisch Denkenden gehören. Hierauf weist vor

Digitized by Google

allem die ihnen obliegende Teilung in gröbere und immer feiner werdende Momente hin. Soll aber eine echte Erkenntnis zustande kommen, so muß der Analyse die Synthese folgen, und sie ist nur durch die Anschauung, die Imagination und die produktive Einbildungskraft zu gewinnen. Die Anschauung aber führt schließlich zur Idee, und damit zur Denkweise der „Umfassenden", die nun die Idee aufgreifen und von ihr aus das Ganze zu erfassen und zu verstehen suchen, so wie Goethe selbst seine Methode darstellte, die er bei der Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen anwandte. Hier war er zunächst Linné gefolgt, hatte nach seinen Anweisungen analysiert und atomisiert, war dadurch ein Wissender geworden, der über die nötigen Kenntnisse verfügte, ohne die auf dem weiten Felde der Botanik nichts zu erreichen ist. Dann hatte er sich dem Anschauen überlassen, und hieraus war die Idee, die Erkenntnis des Urphänomens entsprungen. Ausgerüstet mit dieser Idee, war er von neuem an die Natur herangetreten, um das, was dem geistigen Auge aufgegangen war, in ihr bestätigt zu finden und auch den körperlichen Augen sichtbar zu machen. Er sprach die Einheit des Ganzen aus, und es war nunmehr „die Sache der Natur, sich in diese Idee zu finden".

Dieser Weg von der Idee zurück zur Erfahrung, um die Erfahrung der Idee zu unterwerfen, erscheint ihm jetzt als der königliche Weg der philosophischen Naturbetrachtung und Naturforschung, der sich an den Weg anzuschließen hat, den der Physiker zurücklegen muß. So fordert er vom Physiker: „Er soll sich eine Methode bilden, die dem Anschauen gemäß ist; er soll sich hüten, das Anschauen in Begriffe, die Begriffe in Worte zu verwandeln, und mit diesen Worten, als wären's Gegenstände, umzugehen und zu verfahren; er soll von den Bemühungen des Philosophen Kenntnis haben, um die Phänomene bis an die philosophische Region hinanzuführen." Dieses Hinanführen bis an die philosophische Region aber geschieht durch die Steigerung der Anschauung bis zum Auftauchen der Urphänomene. „Kann der Physiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen, und der Philosoph mit ihm. Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren

Digitized by Google

Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen; denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird." Dieses Letzte aber ist die Idee, ist das Urphänomen, mit dem der Philosoph an die Erfahrung herantritt, um sie zu deuten und in einen umfassenden Zusammenhang aufzunehmen.

So hat Goethe die Denkformen, die in seinen Gesichtskreis traten, selbst in einem umfassenden Zusammenhang aufgehoben und zu einem geistigen Kosmos gestaltet. Diese geistige Welt des Denkens aber trägt die Züge seiner eigenen Denkform. Sie stellt einen Kreis dar, in dem sich die Denkweisen der Nutzenden und der Umfassenden, der Wissenden und der Anschauenden, der atomistisch-analytisch und der dynamisch-synthetisch Denkenden polar gegenüber liegen. Zwischen diesen Polen aber kreist der Strom der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens in der Geschichte, der derselbe ist wie der Denkprozeß, den der einzelne Forscher durchgemacht hat, der sich von der Teleologie zum wissenschaftlichen Denken, von diesem zum Schauen und vom Schauen der Augen des Körpers zur Intuition der Geistesaugen hinaufarbeitet, um mit der Erkenntnis des großen Zusammenhangs, mit dem Schauen dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält, endet, mit dem das primitive teleologische Denken begonnen hatte. Hierzu stimmen die Worte, die Goethe in dem Aufsatz „Verschiedene Bekenntnisse", der sich unter den Materialien zur Mineralogie und Geologie findet, geschrieben hat: „Unbeschadet des Glaubens an eine fortschreitende Kultur, ließ sich, wie in der Weltgeschichte, so in der Geschichte der Wissenschaften, gar wohl bemerken, daß der menschliche Geist sich in einem gewissen Kreise von Denk- und Vorstellungsarten herumbewege. Man mag sich noch so sehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demselben Kreise auf einen gewissen Punkt zurück."

Alles, was Goethe im Laufe seiner eigenen Entwicklung entgegentrat: Spinozas Lehre von den Vorstellungsarten, seine Kritik des teleologischen Denkens und seine Begründung des intuitiven Wissens, das formal-logische Denken Linnés, das in der Botanik die Zerlegung und Analyse der Pflanzen forderte, das mathematisch-

Digitized by Google

physikalische Denken Newtons, Kants Durchleuchtung dieses Denkens und seine Revolution der Denkart, nach der sich unsere Erkenntnis nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände nach unserer Erkenntnis zu richten haben, findet sich hier zusammen, eingeschmolzen in die geprägte Form goethischen Denkens. In dem Aufstieg von der primitiven Teleologie bis zur intuitiv erfaßten Idee nähert er sich der Lehre Spinozas, die Bewegung von der Erfahrung zur Idee und von der Idee zurück zur Erfahrung ist im wesentlichen dieselbe wie die der Identitätsphilosophie Schellings, die uns von der Natur zum Geist und vom Geist wieder zur Natur führt, und wenn wir das Gefüge des in sich ruhenden Kreises betrachten, der die Denkformen als seine Momente enthält, so daß keine für sich allein die wahre ist, sondern sich alle zu einem Ganzen ergänzen, glauben wir uns inmitten der Philosophie Hegels zu befinden, besonders wenn wir dazu die Verse lesen:

Eh es sich rundet in einem Kreis,
Ist kein Wissen vorhanden.
Solang nicht einer alles weiß,
Ist nicht die Welt verstanden.

Aber die Verfolgung aller dieser Beziehungen zu verwandten Geistern führt nicht tiefer in das Verständnis der goethischen Denkform ein. Was Goethe in den Kreis seines Denkens aufgenommen hat, ist nicht angelesen oder angelernt, sondern aus unmittelbarem Erleben, aus eigener Forschung und der Erfahrung hervorgegangen, die er mit Andersdenkenden auf dem Gebiete der Naturforschung machte. Aus dem Leben und aus seiner Forschung hat er sich die Fähigkeit erworben, sich in das Denken der anderen hineinzuversetzen und es selbst zu üben.

Die Erfahrungen, die er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sammelte, hat Goethe alsbald auf das ganze weite Gebiet der Weltanschauung und der Religion übertragen. Der vielberufene Brief an Jacobi, der sein seltsames Glaubensbekenntnis enthält, erscheint von hier aus in einem ganz neuen Licht. Da heißt es: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein einfaches, indem wir uns zusammenfinden,

Digitized by Google

dieſe ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerſtreuen. Die Freundſchaften der Jugend gründen ſich aufs Erſte. An den Spaltungen des Alters haben die Letzteren Schuld. Würde man dieſes früher gewahr, verſchaffte man ſich bald, indem man ſeine eigene Denkweiſe ausbildet, eine liberale Anſicht der übrigen, ja der entgegengeſetzten, ſo würde man viel verträglicher ſein, und würde durch Geſinnung das wieder zu ſammeln ſuchen, was die Meinung zerſplittert hat. Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Weſens, nicht an einer Denkweiſe genug haben; als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Perſönlichkeit, als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen." Mit den letzten Worten ſtimmt eine Stelle aus einem Briefe an Schiller überein, wo es heißt: „Ich möchte ſagen, die Natur iſt deswegen unergründlich, weil ſie nicht ein Menſch begreifen kann, obgleich die ganze Menſchheit ſie wohl begreifen könnte."

Dieſe Überzeugung, daß die Organe aller Weſen zuſammengenommen werden müßten, um die irdiſche und himmliſche Welt zu erkennen, löſt bei Goethe eine Toleranz gegen alle Mitforſcher und Mitſtrebenden aus. Jeder ſoll und muß mit den ihm verliehenen Organen und Anlagen arbeiten und ſeinen Teil zum Ganzen beitragen. Dabei kann „von einem gemeinſamen Wege eigentlich nicht die Rede ſein; und gerade die, welche vom Zentrum nach der Peripherie gehen, können, obgleich nach einem Ziele ſtrebend, unmöglich parallelen Schritt halten, und ſie müſſen daher, inſofern ihnen die Tätigkeiten anderer bekannt werden, immer nur darauf achten, ob ein jeder ſeinem Radius, den er eingeſchlagen, getreu bleibt. In dieſem Sinne habe ich die Bemühungen der Mitlebenden, Älterer und Jüngerer, ſeit geraumer Zeit zu betrachten geſucht." So breitet ſich eine alles miteinander verſöhnende Liebe über Goethes Schaffen aus, in der alle Gegenſätze, aller leidenſchaftliche Kampf ſich in ein mildes Geltenlaſſen der Andersdenkenden auflöſen. Und ſo heißt es in den Sprüchen: „Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken, denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres oder eine

Digitized by Google

Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft. Nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich kontrollieren; der bloße nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen."

Alle Tag und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los.
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

Digitized by Google

Vierter Teil

Anangke

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Trotz aller Bemühungen um das Verstehen anders gearteter Menschen und ihrer Denkweisen, trotz aller Toleranz und aller versöhnenden Liebe, mit der Goethe das ihm Fremde dennoch aufnahm und sich anzueignen wußte, hatte doch sein Verstehen eine Grenze, und er konnte alle Liebe und Zuneigung vergessen, wenn an die letzte und umfassendste Schöpfung seines Denkens und Forschens gerührt wurde: an die Farbenlehre. Hier stoßen wir auf ein unerklärliches Mißverstehen der klaren Ausführungen eines Newton, auf eine peinliche und ungerechte Polemik gegen ihn und seine Anhänger, auf die heftigsten Klagen über das Unverstandenbleiben, auf eine Unduldsamkeit und Lieblosigkeit, die zu Goethes Bemühen um das Geltenlassen alles ernsten Strebens nicht passen. Wer an seine Farbenlehre nicht glaubt, kann nicht sein Freund sein. Wer sich, wie Schopenhauer, ihrer annimmt, sie zu retten und zu verteidigen sucht, aber dabei doch von ihr, und wenn auch nur in einem Punkte abweicht, gilt ihm als Ketzer, wie wenn es sich um ein religiöses Dogma handelte. Statt einer Sammlung der vielen Stellen, an denen sich Goethes Unduldsamkeit, sein unerbittliches Festhalten an seiner Theorie und seine harte Abweisung aller Kritik kund tat, möge hier nur die Schilderung der Szene stehen, die Eckermann gegeben hat und die alle Züge in sich vereinigt, die für die Erkenntnis der Grenzen des Verstehens, die Goethe gezogen waren, wichtig sind:

Digitized by Google

„Als er nun heute seine Farbenlehre zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Kompendium stehe, blieb mir nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus bestätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor; allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhabenheiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

Freilich, sagte ich, wer gegen Euer Exzellenz recht haben will, muß früh aufstehn, allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.

Als ob Ihr es gefunden hättet! antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das Einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denket.

Es geht mir mit meiner Farbenlehre, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie sind der Erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen . . .

Wir hatten indes abgespeist, das Gespräch stockte. Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn, wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite, und daß er der leidende Teil sei.

Digitized by Google

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrags schuld sei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Tür halb lachend, halb spottend zuzuwerfen."

Dieser Unduldsamkeit Goethes entspricht die maßlose Überschätzung der Bedeutung seiner Leistung auf diesem Gebiete. Eckermann berichtet hierüber kurz nach der Schilderung der soeben mitgeteilten Szene: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, pflegte er wiederholt zu sagen, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele." Diesem Ausspruch entsprechen die von Grüner aus einem Gespräch über die Farbenlehre notierten Worte: „Er sei allein auf der Erde, der sagen könne, er habe die Wahrheit", ebenso wie die Äußerung zu Eckermann: „Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sah, und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst."

Wie ist diese Verhärtung, diese Unaufgeschlossenheit, dieses starre Festhalten an einer Theorie gegen alle berechtigten Einwände, dieses Nichtverstehenwollen der entgegengesetzten Ansicht zu erklären? Es scheint das alles um so unerklärlicher, als Goethe auf einem anderen Gebiete, auf dem der Mineralogie und Geologie, eine weitgehende Nachgiebigkeit und den Willen, sich eines Besseren belehren zu lassen, gezeigt hat. Wohl sagt er auch hier, als er seine Theorie durch die neueren Forschungen bedroht sieht: „Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich das, was andern denkbar ist, unmöglich in meine Denk- und Fassungskraft aufzunehmen vermag." Dann aber schließt er: „Durch dieses Bekenntnis gedenk' ich

Digitized by Google

keineswegs mich als Widersacher der neuern Lehre zu zeigen, sondern auch hier die Rechte meines gegenständlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß, wenn ich von jeher wie die Neueren, die mit so großer Übereinstimmung ihre These behaupten, auch aus Auvergne oder wohl gar von den Anden meine Anschauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mir als Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte."

Goethes Farbenlehre ist ein klassisches Beispiel dafür, daß eine Denkform, wenn sie auf einen Gegenstandsbereich angewendet wird, der ihr nicht entspricht, zu Irrtümern, Entstellungen und Mißdeutungen führt, von denen sich der Forscher, der sich an diese Form des Denkens gewöhnt hat, nicht befreien kann, auch wenn er durch Erfahrungen, die seinen Überzeugungen widersprechen, durch gute Gründe und Beweise auf die Unrichtigkeit der durch sein Denken gewonnenen Ergebnisse hingewiesen wird. Goethe hatte sein Denken ausgebildet an der lebendigen Natur, am ewigen Werden, Wachsen und Sterben der Organismen. Hier hatte er die Grundgesetze des Kreislaufs der Entwicklung, der Polarität, der Steigerung der Formen des Lebens durch Metamorphose entdeckt. Er war der Versuchung nicht entgangen, alles zu vitalisieren, auch in der toten Materie Lebenskräfte zu finden, nicht nur das Lebendige in Totes, sondern auch das Tote in Lebendiges überzuführen. Nur auf dem Gebiete der Mineralogie, am festen Urgestein hatte sein Denken die Grenze gefunden, und hier war er geneigt, auf die Vitalisierung des Toten zu verzichten. Und doch bot sich ihm auch hier mancherlei Material, dessen Beschaffenheit ihm Anhaltspunkte für eine Vitalisierung auch der toten Stoffe bot.

In dem Entwurf einer Farbenlehre erörtert Goethe das Verhältnis seiner Theorie der Farben zur allgemeinen Physik. Was ihn aber an der Physik ausschließlich interessiert, ist das Gesetz der Polarität, das sich in physikalischen Erscheinungen ebenso offenbart wie in der Welt der lebendigen Organismen. Hier finden wir die bereits in anderem Zusammenhang herangezogenen Worte: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das L e b e n der Natur;

Digitized by Google

dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind." Aus der Welt des Toten wird das Eisen angeführt, das sich magnetisieren läßt: „Wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden und sich leicht wieder aufs neue erregen; nach unsrer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt." Schon im Vorwort zur Farbenlehre werden Farbe und Licht in das Leben der ganzen Natur eingeordnet, die sich uns durch das Auge ebenso offenbart wie durch alle andern Sinne und deren Leben vom Menschen bis zum Metall reicht. „Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann. So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends tot noch stumm; ja, dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Teilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollen."

Dasselbe gilt von der Elektrizität und der Galvanität, und dann heißt es: „In diese Reihe, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unsres Strebens. — Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuren Gegensatz von Licht und Finsternis, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwicklung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektrizität, des Chemismus überliefert werden." Die Farben aber befinden sich in einer „höheren Region" als die toten Elemente. Darum mußte Goethe noch „weiter gehen". Magne-

Digitized by Google

tismus, Elektrizität, Chemismus stehen „auf einer niedern Stufe, so daß sie zwar die allgemeine Welt durchdringen und *beleben*, sich aber zum Menschen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können." Und so soll es das Ziel der Bemühungen Goethes sein, „das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner *atomistischen* Beschränktheit und Abgesondertheit, in die es bisher verwiesen, dem allgemeinen *dynamischen* Flusse des *Lebens* und Wirkens wieder zu geben." Das heißt nichts anderes als die Farbenlehre soll mit den Mitteln des dynamischen, an lebendigen Organismen ausgebildeten Denkens bearbeitet werden im Gegensatz zum atomistischen Denken Newtons, der das Licht als einen toten Gegenstand behandelte und zerlegte und in die „leblosen und starren" Formeln der Mathematik faßte. An die Stelle der mathematischen Formeln sollen die Formeln treten, in denen die Natur selbst zu uns spricht. Die Grundformel der Sprache der Natur aber ist die der Polarität. Diese unmittelbare Natursprache auf die Farbenlehre anzuwenden, das bezeichnet Goethe als die „*Hauptabsicht*" seines Werkes.

Die Entdeckung einer Polarität, eines Gegensatzes, in dem einzelne Farben zueinander stehen, war das erste, wovon Goethe ausging und was er festhielt: „Doch ließ ich den überall sich wieder zeigenden Gegensatz, die einmal ausgesprochene Polarität nicht fahren, und zwar um so weniger, als ich mich durch solche Grundsätze imstand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuschließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu stellen." War aber einmal die Polarität aufgetaucht und dann festgehalten, so läßt sich nun schon auf Grund der Kenntnis der Denkform Goethes voraussagen, daß es dabei nicht bleiben wird, sondern daß nun auch der *Kreis* hinzukommen muß und schließlich die *Steigerung*, die sich innerhalb dieses Kreises vollzieht.

Goethe war von der Malerei ausgegangen. Hier versuchte er „durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat." Hier suchte er nach Gesetzen und Regeln. Manches wurde, wie er in der „Konfession des Verfassers" berichtet, ihm im einzelnen deutlich, manches im ganzen Zusammenhange klar. Nur von einem wußte er sich nicht die mindeste Rechen-

Digitized by Google

schaft zu geben: das war das Kolorit. Die Künstler selbst können ihm keine Aufklärung darüber verschaffen. Er sieht ein, daß „man den Farben als physischen Erscheinungen erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle." So versenkt er sich in die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben und erinnert sich an die physikalischen Experimente, die ihm früher vorgeführt wurden. Nur gerade das Experiment, durch das die Newtonsche Theorie bewiesen werden sollte, nach der die Farben durch Brechung und Zerlegung des Sonnenlichts entstehen, erinnert er sich nicht, jemals gesehen zu haben. Er nahm sich vor, diese Phänomene selbst zu sehen, entleiht sich die Prismen, richtet alles dazu her, vergißt sein Vorhaben, und erst als er dazu gedrängt wird, die Prismen zurückzusenden, nimmt er ein Prisma heraus und sieht hindurch auf eine weiße Wand.

„Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeschaute Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Es bedurfte keiner langen Überlegung, so erkannte ich, daß eine Grenze notwendig sei, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinkt sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sei. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Überredungen und Gefälligkeiten suchte ich den Eigentümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene und erhob sie, indem ich mich bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen. Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Übereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Roten beim Übereinandergreifen über einen dunklen Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spektrum vorstellte und vollkommen den Newtonischen Hauptver-

Digitized by Google

ſuch in der Camera obscura vertrat. Eine ſchwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewiſſermaßen noch prächtigeres Geſpenſt. Wenn ſich dort das Licht in ſo vielerlei Farben auflöſt, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo müßte ja auch hier die Finſternis als in Farben aufgelöſt angeſehen werden."

Schon dieſe Schilderung läßt die Gegenſätze hervortreten, die das erſte waren, was Goethe teils bemerkte teils ſelbſt hervorbrachte; Licht und Dunkel, ſchwarze und weiße Tafeln, entgegengeſetzte Ränder, einander entgegengeſetzte Farben. Hier liegt der Keim der ganzen Farbentheorie, und Goethe ſagt ſelbſt kurz darauf: „So half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, das ein entſchiedenes Auseinandertreten, Gegenſetzen, Verteilen, Differenzieren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatiſchen Farbenerſcheinungen ſtatthabe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zuſammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß ſie auch bei den übrigen Farbenphänomenen durchgeführt werden könne."

Das Bemerken der Gegenſätze war das entſcheidende Aperçu. Aus ihm erwuchs die Überzeugung, daß es ſich auch bei den Farben um eine Polarität handle. Damit war die ganze Theorie vorweggenommen, die Augen waren aufgeſchloſſen, nunmehr das Urphänomen zu ſehen, auf das dieſes Aperçu hinwies und aus dem ſich die ganze Theorie entwickeln laſſen mußte. Goethe läßt uns in ſeiner Farbenlehre Schritt für Schritt bis zum Urphänomen aufſteigen. Dann ſchließt er den Aufſtieg mit einer Darſtellung des Weſens der Urphänomene ab: „Wir nennen ſie Urphänomene, weil nichts in der Erſcheinung über ihnen liegt, ſie aber dagegen völlig geeignet ſind, daß man ſtufenweiſe, wie wir vorhin hinaufgeſtiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinſten Falle der täglichen Erfahrung niederſteigen kann. Ein ſolches Urphänomen iſt dasjenige, das wir bisher dargeſtellt haben. Wir ſehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finſternis, das Dunkle; wir bringen die Trübe zwiſchen beide, und aus dieſen Gegenſätzen, mit Hilfe gedachter Vermittlung entwickeln ſich, gleichfalls in einem Gegenſatz, die Farben, deuten aber als-

Digitized by Google

bald durch einen Wechselbezug unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück."

Den Weg, den Goethe uns hier langsam und stufenweise hinaufsteigen läßt, hat er selbst tatsächlich mit einem einzigen Schritt zurückgelegt und erst nachträglich in einzelne Stufen gegliedert. So wie sich ihm die Idee der Urpflanze plötzlich offenbarte und das erste Aperçu bestätigte, so erschloß ihm der Gedanke, daß auch im Reiche des Lichts die Polarität herrschen müßte, mit einem Schlage den ganzen Zusammenhang. Die Urpolarität ist selbstverständlich die von Licht und Finsternis. Wie aber aus Licht und Finsternis die Farben entstehen, das zeigte ihm nicht nur der Blick durch das Prisma, bei dem an den Stellen, wo Licht und Dunkel sich berühren, die Farben aufleuchteten, sondern vor allem der Anblick des Himmels und der atmosphärischen Farben. Tritt zwischen Licht und Finsternis ein Durchsichtiges, ein trübes Mittel, das „luft- und gasartig, flüssig oder auch fest sein kann", so entstehen die Farben. „Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrote Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrot steigert. Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsternis gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und bläßer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja, bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird." Das nennt Goethe das „Grundphänomen". Es enthält alles, was den Gedanken der Polarität bestätigt: den Gegensatz von Licht und Finsternis, die einander paarweise entgegengesetzten und doch sich aus einander entwickelnden Farben. So wie Goethe bei der Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen vorging, so wie er hier das Urphänomen und die Idee aussprach und es nun „die Sache der Natur war, sich in diese Idee zu finden", so sind nunmehr alle seine Beobachtungen

Digitized by Google

und Experimente von vornherein so angelegt, daß sie dem Urphänomen entsprechen und es bestätigen müssen.

Neben der Polarität stellt sich dabei ganz von selbst der Farben*kreis* ein. Newton und die Physiker kannten nur ein Farbenband, in das sich die Farben des Spektrums von selbst in der Reihenfolge der durch das Prisma am wenigsten abgelenkten roten Strahlen bis zu den am stärksten abgelenkten ordnen. Goethes Farben werden nicht in eine Reihe geordnet, und er stellt sie paarweise einander gegenüber, wozu nicht die physikalischen Tatsachen, sondern die physiologische Beschaffenheit des menschlichen Auges und noch manches andere den Anlaß gibt. Da Gelb dem Licht, Blau der Finsternis am nächsten stehen soll, erklärt Goethe, es gebe überhaupt nur diese beiden ganz *reinen* Farben, während alle anderen Mischprodukte sein sollen. Blau und Gelb aber „stehen einander entgegen, wie alle uns bekannte entgegengesetzte Dinge oder Eigenschaften. Die reine Existenz der einen schließt die reine Existenz der anderen völlig aus. Dennoch haben sie eine Neigung gegen einander als zwei entgegengesetzte, aber nicht widersprechende Wesen. Jede einzeln betrachtet, macht einen bestimmten und höchst verschiedenen Effekt; nebeneinander gestellt, machen sie einen angenehmen Eindruck aufs Auge; miteinander vermischt befriedigen sie den Blick. Diese *gemischte* Farbe nennen wir Grün." Man betrachte, wie Goethe hier die Farben durchaus als lebendige Wesen auffaßt, die trotz ihrer Gegensätzlichkeit „Neigung" zueinander haben. Läßt man nun aber das reine Gelb dunkler werden, so erhält man Gelbrot. Läßt man das reine Blau dunkler werden, so entsteht Blaurot. Werden Gelbrot und Blaurot miteinander vermischt, so entsteht eine neue Farbe eigener Art: der Purpur, eine Farbe, die im natürlichen Spektrum nicht vorkommt. So erhält Goethe seinen Farbenkreis:

Purpur
Gelbrot Blaurot
Gelb Blau
Grün

In diesem Kreis der Farben aber ist zugleich neben der Polarität die *Steigerung* enthalten. „Der Farbenkreis ist vor unse-

Digitized by Google

ren Augen entstanden, die mannigfaltigen Verhältnisse des Werdens sind uns deutlich. Zwei reine ursprüngliche Gegensätze (Gelb und Blau) sind das Fundament des Ganzen. Es zeigt sich sodann eine Steigerung, wodurch sie sich beide einem dritten (Purpur) nähern; dadurch entsteht auf jeder Seite ein Tiefstes und ein Höchstes, ein Einfachstes und Bedingtestes, ein Gemeinstes und ein Edelstes. Sodann kommen zwei Vereinungen (Vermischungen, Verbindungen, wie man es nennen will) zur Sprache, einmal der einfachen anfänglichen (Gelb + Blau = Grün) und sodann der gesteigerten Gegensätze (Gelbrot + Blaurot = Purpur)." Keine Farbe wird als „stillstehend" betrachtet, jede läßt sich steigern bis zur „Kulmination", um dann nach ihrem Gegenpol abzufließen. So ist alles bewegt zu denken, und das dynamische Denken findet hier wieder seine Anwendung.

Damit ist das in sich geschlossene Grundprinzip der Farbenlehre entwickelt, soweit es für Goethes Denken in Frage kommt. Die Fülle der Einzelheiten ist durch dieses Denken und nach diesem Prinzip gestaltet, geordnet und in die fest geprägte Form eingefügt, an der sich nichts geändert hat. Es ist immer noch dieselbe Denkform, mit der Goethe seine Lehre von der Metamorphose der Pflanzen geschaffen hat. Während aber hier die logisch-systematische Ordnung der Pflanzen und die hierzu erforderliche Analyse und Zerlegung der Organismen in ihre Teile sehr wohl neben der neuen Lehre fortbestehen konnten, da beide sich in keinem Punkte berühren und es ebenso möglich ist, die Pflanzen nach Gattungen und Arten zu ordnen, wie sie alle aus einer Urform entstehen zu lassen, da jede der beiden Methoden in sich berechtigt ist und jede nach einem ganz anderen Ziele hinstrebt und sich ganz anderer Denkmittel bedient, mußte es auf dem Gebiete der Farbenlehre zu einem Zusammenstoß mit den Ergebnissen der exakten Physik kommen, bei dem es kein Ausweichen in eine andere Region des Denkens gab. An den Pflanzen und dann auch an den Tieren hatte Goethe Phänomene entdeckt, die vor ihm noch niemand gesehen hatte, und auf den bisher unbekannten Phänomenen hatte er seine Theorie aufgebaut. Wer seine Theorie nicht anerkennen wollte, mußte mit der Kritik der Phänomene beginnen. Diese war aber nicht ohne weiteres durchzu-

Digitized by Google

führen, da Goethe im wesentlichen Neues und Richtiges gesehen hatte. Auf dem Gebiete der Farbenlehre dagegen waren die wichtigsten Phänomene bereits entdeckt und hatten durch Newton und seine Nachfolger eine Erklärung durch eine umfassende und den Phänomenen gerecht werdende Theorie gefunden. Goethe ging nicht von diesen Phänomenen aus und brachte für sie eine neue Erklärung, was das gute Recht jedes Forschers ist, sondern er behauptete von vornherein, andere Phänomene gesehen zu haben als Newton, erklärte deshalb die Newtonsche Theorie für falsch und brachte eine neue, die nicht den von den Physikern beobachteten Phänomenen, sondern denen gerecht werden sollte, die er gesehen hatte. Aber nicht nur das! Die von den Physikern gesehenen anderen Phänomene sollten nun nach seiner Theorie umgedeutet werden.

Der Grund des Mißverständnisses liegt ganz am Anfang des Beobachtens und Forschens Goethes. Er hatte durch ein Prisma auf eine weiße Wand gesehen und auf Grund einer vagen, ja geradezu falschen Erinnerung an die Lichttheorie Newtons erwartet, daß diese weiße Wand in den Farben des Sonnenspektrums leuchten sollte. In dieser Erwartung sah er sich getäuscht. Die Wand blieb weiß, und nur an den Rändern zeigten sich Farben. Sofort erklärte Goethe, daß die Lehre Newtons falsch sein müsse.

Newtons grundlegendes Experiment, an das Goethe dabei dachte, aber war ein ganz anderes. Newton sah nicht durch ein Prisma, sondern er ließ Sonnenstrahlen durch eine enge Öffnung auf das Prisma fallen und beobachtete den Weg, den sie nehmen würden. Sie fielen auf eine weiße Wand, und auf ihr zeigte sich das Spektrum als ein farbiges Band. Es ist doch etwas durchaus anderes, ob das menschliche Auge durch ein Prisma sieht, oder ob man Sonnenstrahlen durch ein Prisma fallen läßt und dem Auge nur die Aufgabe zuweist, zu beobachten, was aus diesen Strahlen wird.

Goethe hat nie einsehen wollen, daß es sich hier um zwei grundverschiedene Experimente handelte, sondern er ist sofort auf seinem Wege weitergegangen, hat weiter durch das Prisma hindurchgesehen auf alle möglichen Gegenstände, hat diese Versuche gehäuft und geordnet und ist durch sie zu seiner Theorie von der Entstehung der Farben aus Licht und Finsternis durch ein trübes Mittel gekommen.

Digitized by Google

Erst nachdem er sich in dieser Überzeugung gestärkt hatte, ging er dazu über, Newtons Theorie, daß die Farben im weißen Licht enthalten sind, und daß sie durch Zerstreuung und Brechung des weißen Lichtes entstehen, so daß umgekehrt die Mischung der Spektralfarben wieder weißes Licht ergeben muß, zu entkräften und ihre Unhaltbarkeit zu beweisen. Die Art, wie Goethe dabei vorgeht, ist ein lehrreiches Beispiel dafür, daß die einmal gefaßte und einer bestimmten Denkform entsprechende Erkenntnis eine Unfähigkeit hervorbringt, das dieser Erkenntnis nicht Entsprechende zu verstehen. In meinem Buche „Denkformen" habe ich hierauf hingewiesen und damals im Hinblick auf den überall zu bemerkenden Kampf der Vertreter verschiedener Denkformen gegeneinander geschrieben: Bei vielen Denkern bemerken wir eine leidenschaftliche Abneigung gegen die Gegenstände, denen ihre Denkform nicht gerecht werden kann. Es ist, als ob sie wüßten, daß hier ihre Grenze und ihre Schwäche liegt. Was sie nicht erfassen und verstehen, wird hart und rücksichtslos verdammt. Mit welcher Geringschätzung und Verachtung hat Hegel die Mathematik und ihre Methode behandelt! Mit welchem Hochmut sehen alle Rationalisten auf alles Mystische herab und verweisen es dadurch, daß sie es allein aus dem Gefühl und der Schwärmerei entspringen lassen, überhaupt aus dem Bereiche des Denkens und der Wissenschaft! Besonders lehrreich ist das Studium der Vorwürfe, die sich die Vertreter der einzelnen Denkformen gegenseitig machen. Der rational in der Form der Begriffspyramide Denkende wirft dem Kreisdenker vor: Unklarheit, Verschwommenheit, Schwelgen im Irrationalen, Gefühlsseligkeit; die Worte „Mystik" — er sagt noch lieber „Mystizismus" —, Romantik, Intuition und dergleichen, werden von ihm nur gebraucht, um damit etwas durchaus Verächtliches zu bezeichnen, mit dem sich ein „vernünftiger" Mensch nicht abgibt. Der Kreisdenker antwortet mit den Vorwürfen der Oberflächlichkeit, der „platten" Aufklärung, des Mangels an Tiefe, des seelenlosen Schematismus, der „rohen" Empirie. Im Streite der verschiedenen Denkarten miteinander wird, da es unmöglich ist, den Gegner mit seinen eigenen Denkmitteln zu besiegen, und da er die ihm fremden doch nicht versteht, zur unmittelbar tötenden Waffe des Lachens gegriffen.

Digitized by Google

Das alles finden wir Zug für Zug im Kampfe Goethes mit den Newtonianern wieder, der in dem umfangreichen polemischen Teile der Farbenlehre ausgefochten wird. Hier kann nur eine kleine Probe gegeben werden. Goethe wirft Newton immer wieder vor, daß der Fehler seiner ganzen Theorie bereits in den Propositionen oder Prämissen liege, ohne sich einzugestehen, daß dies bei ihm selbst weit mehr der Fall ist als bei Newton. Daher widmet er auch den ersten Sätzen der Newtonschen Optik die ausführlichste Kritik, ja die erste Proposition oder das erste Theorem wird von ihm Wort für Wort kritisiert und widerlegt, und wir können uns hier mit der Kritik dieses einen Satzes begnügen, da sie bereits alles in sich enthält, was diese Polemik Goethes, seine Mißverständnisse, sein Nichtverstehenwollen und -können kennzeichnet. Der erste Satz Newtons lautet:

„Lichter, welche an Farbe verschieden sind, dieselben sind auch an Refrangibilität verschieden."

Der Sinn dieses Satzes ist aus dem Geiste der Newtonschen Optik heraus leicht verständlich, und das, was Newton meint, ist klar und zutreffend ausgedrückt. Newton unterscheidet weißes, rotes, grünes, gelbes usw. Licht. Der Plural „Lichter, welche an Farbe verschieden sind", ist daher gar nicht mißzuverstehen; denn für Newton sind die Farben selbst nichts anderes als farbiges Licht, während für Goethe seltsamerweise Licht und Farbe etwas Verschiedenes sind und es farbiges Licht nicht gibt. Für ihn gibt es nur ein Licht, aber verschiedene Farben, die durch den Zusammenstoß des Lichtes, das sich selbst nicht ändert, mit der Finsternis entstehen. Newton erklärt nun, daß verschiedenfarbiges Licht auch an Refrangibilität verschieden ist. Das heißt: Bei der Brechung verschiedenfarbigen Lichtes durch ein durchsichtiges Mittel hat ein roter Lichtstrahl einen andern Brechungswinkel als ein blauer, ein gelber usw., und zwar wird das rote Licht am stärksten, das gelbe um einige Grad schwächer, das grüne wieder weniger und schließlich das blaue und violette Licht am wenigsten abgelenkt. In diesem Satz ist also in kürzester Fassung die richtige Erklärung des Sonnenspektrums und jedes andern Spektrums, und damit tatsächlich, wie Goethe richtig gesehen hat, die ganze Newtonsche Farbentheorie enthalten.

Hören wir nun aber Goethe selbst. Bevor er dieses Theorem New-

Digitized by Google

tons Wort für Wort kritisiert, schickt er folgende Ausführung voran, die den Leser gleich gegen Newton einnehmen soll:

„Wenn wir gleich von Anfang an billig zugestehen, das Werk, welches wir behandeln, sei völlig aus einem Gusse, so dürfen wir auch bemerken, daß in den vorstehenden ersten Worten, in dieser Proposition, die uns zum Eintritt begegnet, schon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden sei, und daß auch zugleich jene kaptiöse Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfasser das ganze Buch hindurch zum besten hat. Dieses zu zeigen, dieses anschaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen lassen, und wir ersuchen unsre Leser um die vollkommenste Aufmerksamkeit, dafür sie sich denn aber auch von der Knechtschaft dieser Lehre auf ewige Zeiten befreit fühlen werden."

Man spürt sofort den ungewöhnlichen Ton, den Goethe hier anschlägt und der um so unerklärlicher ist, als der vorausgeschickte Satz in seiner Schlichtheit und Knappheit hierzu nicht die geringste Veranlassung gibt. Goethe fährt nun fort:

„L i c h t e r — mit diesem Plural kommt die Sub- und Obreption, deren sich Newton durch das ganze Werk schuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

w e l c h e a n F a r b e v e r s c h i e d e n s i n d — In dem ersten und zweiten Versuche, welche zum Beweis dienen sollen, führt man uns farbige Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dorther in unser Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetischer Ausdruck; denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verschiedenen Eigenschaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von diesen zurückstrahlt, als ein verschiedenartiges Licht angesehen werden könne, darf nicht vorausgesetzt werden. Genug, wir haben schon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farblosen die Rede gewesen. Wir operieren schon mit farbigen Lichtern, und erst hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Ursprung sein möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht sein könne, davon ist jeder überzeugt, der den Entwurf unserer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugsam dargetan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Dasein schuldig sei, daß die Farbe sich durchaus zum Dun-

Digitized by Google

keln hinneige, daß sie ein σκιερόν sei, daß, wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenstand hinwerfen, es sei auf welche Weise es wolle, wir denselben nicht beleuchten, sondern beschatten. Mit solchem Schattenlicht, mit solcher Halbfinsternis fängt Newton sehr künstlich seinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er diejenigen, die ihm sein Erstes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

dieselben sind auch an Refrangibilität — Wie springt doch auf einmal dieses abstrakte Wort hervor! Freilich steht es schon in den Axiomen, und der aufmerksam gläubige Schüler ist bereits von diesen Wundern durchdrungen und hat nicht mehr die Freiheit, dasjenige, was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mißtrauen zu untersuchen.

verschieden — Die Refrangibilität macht uns also mit einem großen Geheimnis bekannt. Das Licht, jenes Wesen, das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zusammengesetztes aus verschiedenartigen Teilen Bestehendes auf eine verschiedene Weise Wirkendes dargestellt. Wir geben gern zu, daß sich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverses entwickeln, eine Differenz entstehen könne; allein es gibt gar verschiedene Arten, wie dieses geschehen mag. Wir wollen hier nur zweier gedenken: erstens, daß ein Gegensatz hervortritt, wodurch die Einheit sich nach zwei Seiten hin manifestiert und dadurch großer Wirkungen fähig wird; zweitens, daß die Entwickelung des Unterschiedenen stetig in einer Reihe vorgeht. Ob jener erste Fall etwa bei den prismatischen Erscheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeste Vermutung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieser Auslegungsart hindrängt. Er bestimmt sich vielmehr ohne Bedenken für den zweiten Fall. Es ist nicht nur eine diverse Refrangibilität, sondern sie wirkt auch

gradweise. — Und so ist denn gleich ein auf- und auseinanderfolgendes Bild, eine Skala, ein aus verschiedenen Teilen, aber aus unendlichen bestehendes, ineinanderfließendes und doch separables, zugleich aber auch inseparables Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß."

Digitized by Google

Man sieht aus alledem zur Genüge, wie wenig Goethe fähig ist, seinen großen Gegner zu verstehen, wie er nur von seiner Theorie aus in den Sinn der an sich so klaren Worte einzudringen versucht und dadurch alles unheilbar verwirrt und entstellt. Daß seine eigenen Versuche die Phänomene nicht richtig erklären können, von denen Newton ausgeht, mag man in der Fachliteratur nachlesen. Hier kommt es nur darauf an, die beiden verschiedenen Denkweisen zu charakterisieren und zu zeigen, wie wenig Goethe in diesem Falle trotz aller erstrebten Aufgeschlossenheit, trotz aller Erfahrungen und Bemühungen imstande war, sich in ein andersartiges Denken hineinzuversetzen.

Was die beiden Forscher, Newton und Goethe, im tiefsten voneinander trennt, ist der für die Erklärung des Unterschieds verschiedener Denkformen voneinander so wichtige Umstand, daß sie beide etwas anderes für die eigentliche Wirklichkeit halten, ja daß sie geradezu in verschiedenen Wirklichkeiten leben. Newton tritt der Natur beobachtend, prüfend und mit objektiven Maßstäben, mit Metermaß und Winkel, messend gegenüber, erfüllt von einem tiefen Mißtrauen gegen die menschlichen Erkenntnisorgane, besonders gegen das Auge, das uns nur den Schein, nicht aber das wirkliche Wesen der Dinge erkennen läßt. Dieser geistigen Haltung entsprechend sind seine Versuche angeordnet. Er läßt nicht das Auge Licht und Farben sehen und stellt fest, was das Auge dabei erblickt, sondern er zwingt das Licht, durch eine kleine Öffnung im dunklen Zimmer und durch ein Prisma zu scheinen. Dem Auge, das diese Vorgänge beobachtet, kommt es nicht zu, seine eigenen Eindrücke geltend zu machen, sondern es hat nur das, was sich zeigt, wie an einer Skala abzulesen. Die Farben werden daher überhaupt nicht als Farben betrachtet, sondern in geometrische Gebilde, in Brechungswinkel, umgesetzt. Diese Winkel lassen sich messen, und aus dieser Abmessung ergibt sich, daß den Farben Winkel zugeordnet sind, deren Größe sich durch Zahlen ausdrücken läßt, und daß diese Zahlen ein Stück der natürlichen Zahlenreihe sind, die schrittweise von kleinen zu größeren Zahlenwerten fortschreitet.

Das ist die eigentliche Wirklichkeit, die hinter den Phänomenen steht, die uns das Auge vortäuscht. Daß Newton hiermit auf der

Digitized by Google

richtigen Spur war, zeigt die weitere Entwicklung der Lichttheorie, die uns lehrte, daß es sich bei den Farben um elektromagnetische Wellen handelt, von denen diejenigen, deren Wellenlänge zwischen 3600 und 8100 AE liegt, uns als Farben erscheinen, so daß die kleinste Wellenlänge dem Violett, die nächst längere dem Blau usw. bis zum Rot, dem die größte Wellenlänge entspricht, zugeteilt ist, während die noch kürzeren oder noch längeren Wellen zu anderen Strahlen gehören, die unserem Auge nicht sichtbar sind, sich aber als elektrische Strahlen (z. B. Röntgenstrahlen, Hertzsche Wellen der drahtlosen Telegraphie) auffinden lassen. So führte Newtons Beobachtung und die darauf begründete zahlenmäßige Erfassung der Farben in eine Wirklichkeit hinein, die der nicht entspricht, die unsere Augen sehen, ja die unseren Sinnen überhaupt nicht unmittelbar sichtbar gemacht werden kann, da wir keinen Sinn für Elektrizität haben. Hinter den farbigen Phänomenen, die das Auge sieht, öffnete sich eine ganze, weite Welt als die eigentliche Wirklichkeit, in der der Physiker noch heute lebt und arbeitet und die ihm vor allen anderen von Newton erschlossen wurde.

Was uns dagegen das Auge zeigt, das Licht und Farben sieht, ist vom Standpunkte des Physikers aus nur ein kleiner Ausschnitt aus der ganzen Wirklichkeit, der noch dazu durch die physiologische Beschaffenheit des Auges und die sich aus ihr ergebenden psychologischen Begleiterscheinungen verfälscht und entstellt ist. Für das Auge ordnen sich die Farben nicht in eine Reihe, die wie die Zahlenreihe von Null aufsteigt und ins Unendliche verläuft, sondern die Farbe mit dem kleinsten (violett) und die mit dem größten Brechungswinkel (rot), die violetten Strahlen von kürzester und die roten Strahlen von längster Wellenlänge nähern sich. Violett erscheint dem Rot ähnlicher zu sein als alle anderen dazwischen liegenden Farben, und wenn wir violette und rote Farbstoffe miteinander mischen, so entsteht eine Farbe, der Purpur, die es im Spektrum nicht gibt, die aber die ganze Farbenreihe zu einem Kreis zusammenschließt, einem Kreise, der aber nur für das Auge da ist. Nicht die Farben selbst, die ja ihrem Wesen nach Lichtstrahlen von verschiedener Brechung und verschiedener Wellenlänge sind, sondern die Farbempfindungen schließen sich zu einem Kreise zusammen. Diese Ordnung

Digitized by Google

der Farben ist von der Beobachtung des Sonnenspektrums ganz unabhängig. Psychologische Experimente haben ergeben, daß Kinder, die noch nie ein Spektrum gesehen haben und die hier auftretende Reihenfolge der Farben nicht kennen, die verschiedenen Farben nach ihrer Verwandtschaft in dieser Weise zu einem Kreise ordnen.

Von diesen Farbempfindungen und dem Schein, den sie uns durch die Beschaffenheit unseres Auges vortäuschen, geht Goethe aus. Was für den Physiker Schein ist, hinter dem er die eigentliche Wirklichkeit sucht, die er durch objektive Maße fassen will, das ist für Goethe die Wirklichkeit, in der er lebt, die Welt der Phänomene und der Urphänomene, der Urerscheinungen. Darum wehrt er sich immer von neuem und immer heftiger dagegen, hinter die Urphänomene zurückzugehen und hinter ihnen noch etwas anderes zu suchen. Die objektive Welt der Zahlen ist ihm das Unwirkliche, die durch das Subjekt bedingte Welt der Phänomene ist die Wirklichkeit selbst. So schreibt er in einem Briefe an Reinhard: „Ein Philosoph hat mich höchlich gepriesen, daß ich das Subjekt, das empfangende, aufnehmende Organ mit in die Physik eingeführt. Ich habe ihm dagegen versichert, daß ich alles mögliche tun würde, um es nicht wieder herauszulassen."

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.

Und in den Materialien zur Farbenlehre heißt es: „Das Auge täuscht sich nicht; es handelt gesetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Wesen nach ein Gespenst (eine Erscheinung!) zu nennen berechtigt ist." Der Schein und das Wesen bedingen sich gegenseitig, ja sie fallen zusammen:

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär es, wenn es nicht erschiene?

Und so sind wohl auch die Faustworte richtiger zu verstehen, wenn wir betonen: „Am farbigen Abglanz *haben* wir das Leben."

Was aber Goethe so fest in seiner Denkform verharren ließ, was ihm den Blick für die Newtonsche Wirklichkeit verschloß und ihn da-

Digitized by Google

zu trieb, an seinem eigenen Urphänomen festzuhalten, das war der aus seinem Denken und aus seiner hiermit verbundenen ganzen Weltanschauung erwachsene Glaube an die Wahrheit, die er mit Augen gesehen hatte, ein Glaube, der wie jeder religiöse Glaube ihm die innere Sicherheit gab, aber ihn auch gegen alle Andersgläubigen abschloß. Das Kriterium der Wahrheit und Richtigkeit der Beobachtungen und ihres Zusammenhangs liegt in seinem Auge selbst. Das Auge steht nicht nur der Natur, der Außenwelt gegenüber, sondern es ist selbst Natur, und die Natur offenbart sich durch das Auge. Es sieht nicht nur die Sonne, sondern es ist selbst sonnenhaft. Goethe sagt deutlich genug: „Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen, aber sich beide zugleich als ein und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit." Auch für das Auge, das Licht und die Farben gilt die mystische Formel: „Nichts ist drinnen, nichts ist draußen; denn was innen, das ist außen." Wie in der Natur die Farben sich bewegen, sich steigern, kulminieren und ins Gegenteil umschlagen, so auch im Auge: „Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin, daß es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, die sich am einfachsten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besondern, in einem durch das Objekt spezifizierten Zustande identisch verharren. Es ist vielmehr zu einer Art von Opposition genötigt, die, indem sie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegensetzt, sogleich das Entgegengesetzte verbindet und in der Sukzession sowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen strebt."

Es ist also durchaus nicht richtig, wenn man wie Schopenhauer und manche Neuere Goethes Farbenlehre dadurch zu verteidigen sucht, daß man erklärt, sie sei eine physiologische Farbentheorie und als solche richtig, aber keine physikalische; denn vom physikalischen Standpunkte aus müsse Newton recht behalten. Für Goethe sind Physiologie und Physik keine getrennten Gebiete, sondern sie bedeuten nur das Innen und Außen. Auch hier gilt die umfassende Formel: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird."

Digitized by Google

Deshalb entscheidet nicht das physikalische Experiment über die Richtigkeit oder Falschheit der Beobachtung des menschlichen Auges, sondern die Erkenntnis des Auges entscheidet über das Experiment. So kann Goethe im Gespräch zu Riemer behaupten: „Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzutun und zu beweisen denkt, was vorher schon das Auge im vollkommensten Sinne aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind. Denn wenn das Experiment aufs Höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst; z. E. das Auge ist schon achromatisch; die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. Mit einem Worte, die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimentierer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das, was sie sind, nur für die respektiven Sinne sind. — Der Mensch ist der größte gemeinste physikalische Apparat." Ähnlich heißt es in den Maximen und Reflexionen: „Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will." Wie schon der junge Goethe die Natur selbst aus dem Genie weissagen läßt, wie es in dem Hymnus an die Natur heißt: „Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist, und was falsch ist, alles hat sie gesprochen", so ist auch der alte Goethe davon überzeugt, daß durch sein Auge die Natur selbst sich offenbare.

Diese religiöse Grundhaltung, der Glaube an sich selbst als Organ der Gott-Natur, der seinen religiösen Ausdruck in der höchsten Ehrfurcht, die seine Religion kennt, in der Ehrfurcht vor sich selbst findet, „daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben", dieser Glaube ist es, der das ganze Leben und Schaffen Goethes zusammenhält, der den jungen Goethe, der an sein Genie und die Offenbarung der Natur durch ihn selbst glaubt, ebenso beseelt wie den alten Goethe, durch dessen Auge die Natur sich selber

Digitized by Google

anſieht und deſſen Sprache immer noch die Sprache der Natur ſelbſt iſt.

Die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt iſt dabei tief begründet in der Ehrfurcht vor der Natur. Auch hier gibt es kein Innen und Außen, ſondern die Geheimniſſe, die das eigene Ich birgt, und die Geheimniſſe, die in der Natur beſchloſſen liegen, ſind dasſelbe, und die Ehrfurcht vor den Tiefen des Selbſt iſt zugleich die Ehrfurcht vor den unergründlichen Geheimniſſen der Natur. So drückt die Forderung der Ehrfurcht vor ſich ſelbſt nur die eine Hälfte des Glaubens Goethes aus, ſein ganzes Glaubensbekenntnis aber hat er einmal in einem Briefe an Schloſſer kurz und formelhaft zuſammengefaßt, der das Göttliche allein in den Tiefen des menſchlichen Bewußtſeins ſuchte:

„So will ich mein allgemeines Glaubensbekenntnis hierher ſetzen.

a. In der Natur iſt alles was im Subjekt iſt.

y. und etwas darüber.

b. Im Subjekt iſt alles was in der Natur iſt.

z. und etwas darüber.

b kann a erkennen, aber y nur durch z geahndet werden. Hieraus entſteht das Gleichgewicht der Welt und unſer Lebenskreis, in den wir gewieſen ſind. Das Weſen, das in höchſter Klarheit alle viere zuſammenfaßte, haben alle Völker von jeher Gott genannt."

Der Menſch kann die Natur erkennen, ſoweit ſie ſich ihm offenbart; die Geheimniſſe aber, die die Natur in ſich verſchließt, kann der Menſch nur ahnen durch die geheimſten, ihm ſelbſt unbewußt bleibenden Vorgänge in ſeinem Innern. Auf dieſem Glauben ruht Goethes Wiſſenſchaft, und der Glaube geht hier, wie bei Auguſtinus, dem Wiſſen voraus; er iſt die Vorausſetzung, ohne die Goethes Forſchen und Denken nicht verſtanden werden können, und nur wer dieſen Glauben hat, wer in der Wirklichkeit lebt, in der Goethe atmete, und wer die dieſer Wirklichkeit entſprechende Form des Denkens beherrſcht, kann goethiſche Wiſſenſchaft treiben. Man kann ſich zu Goethe nur ganz oder gar nicht bekennen; denn jedes einzelne Motiv erhält ſeinen vollen Sinn nur aus dieſem Ganzen. So laſſen ſich auch Goethes Glaube und ſein Wiſſen nicht voneinander trennen.

Wie dieſer Glaube und das Wiſſen ſich in Goethe vereinten, zeigt

Digitized by Google

jenes tiefe Gespräch am Todestage Wielands, in dem die Enge und die Beschränkung des Wissens und die Weite des Glaubens, in die dieses Wissen aufgenommen wird, zu schönstem Ausdruck kommen: „Ich habe in einer unsrer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären; im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhang mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen." Die Vernunft aber ist, wie wir gesehen haben, das Organ, mit dem das Lebendige und das Göttliche erkannt werden.

Gerade am Licht und an der Farbe hing der Glaube des alten Goethe mehr als an allen anderen Phänomenen der lebendigen Natur. „Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der S e e l e, welche mit der Materie den Körper bildend b e l e b t. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge." Solchem Glauben aber entspringt die Hoffnung, die über dieses Leben hinaus-

Digitized by Google

weiſt und gerade die großen, genialen Menſchen, die Weltmonaden beſeelt, die ſich der Unzerſtörbarkeit ihrer Individualität bewußt ſind und für ſich „durchaus keine andere Beſtimmung annehmen laſſen, als daß ſie ewig auch ihrerſeits an den Freuden der Götter als ſelig mitſchaffende Kräfte teilnehmen. Gerufen oder ungerufen, ſie kommen von ſelbſt auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag ſie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier ſehen, ſchon tauſendmal dageweſen und hoffe wohl noch tauſendmal wiederzukommen.“ So ſchließt Goethe an das orphiſche Urwort von der Notwendigkeit, die den Menſchen in die Grenzen ſeines Weſens bannt, von der Scheinfreiheit des irdiſchen Lebens und Denkens, die der Hoffnung geweihten Verſe an:

Doch ſolcher Grenzen, ſolcher eh'rnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns mit ihr, durch ſie beflügelt;
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelſchlag — und hinter uns Aonen!

Digitized by Google

Stellennachweis und Anmerkungen

(Die Stellen aus Goethes naturwissenschaftlichen Schriften werden nach der Weimarer Sophien-Ausgabe angegeben. Von einer Anführung der Stellen, an denen sich die Zitate aus Dichtungen und kürzeren Aufsätzen Goethes finden, wurde abgesehen, da diese in allen Ausgaben leicht zu finden sind. Von Goethes Briefen wurde hier nur der Empfänger und das Datum angegeben, was zum Auffinden in den Ausgaben genügt. Goethes Gespräche werden nach Freiherr von Biedermann (B): Goethes Gespräche, 2. Aufl., 5 Bde., 1909—11, zitiert, und zwar nur nach den Nummern der Gespräche.)

Zu Seite:

VII ff. Vorwort

Goethes Denkweise und seine Weltanschauung haben in Beziehung gebracht

zu Heraklit: K. Bapp, Aus Goethes griechischer Gedankenwelt. In: Das Erbe der Alten, 2. Reihe, Heft 6, 1921,

zu Platon: E. Maaß, Goethe und die Antike, 1912; E. Rotten, Goethes Urphänomen und die platonische Idee, 1913; vgl. die Indices unter „Goethe" in den Werken von C. Ritter, Platon 1910—23, U. von Wilamowitz-Moellendorf, Platon 1919 ff., P. Friedländer, Platon, Eidos, Paideia, Dialogos 1928; G. Misch, Goethe, Plato und Kant (Logos V) 1914,

zu Aristoteles: P. Petersen, Goethe und Aristoteles, 1914,

zu Plotin: F. Koch, Goethe und Plotin, 1925,

zu Giordano Bruno: L. Kuhlenbeck, Giordano Brunos Einfluß auf Goethe und Schiller 1907; W. Saenger, Goethe und Giordano Bruno (Germanische Studien, Heft 91) 1930,

zu Spinoza: W. Danzel, Über Goethes Spinozismus 1843, 2. Aufl. 1850; R. Hering, Spinoza im jungen Goethe 1897; Fr. Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi 1908; G. Schneege, Goethes Spinozismus 1911; A. Trampe, Goethe und Spinoza (Philos. Jahrb. der Görresgesellschaft) 1911,

zu Leibniz: P. Sichel, Leibniz und Goethe (Archiv für Gesch. der Philosophie, Bd. 32) 1920,

zu Kant: K. Vorländer, Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung (Kantstudien I) 1897, Goethe und Kant (Goethe-Jahrbuch, Bd. 19) 1898, Kant, Schiller, Goethe 1907, 2. Aufl. 1922; Gabriele Rabel, Goethe und Kant 1927,

zu Schelling: O. Braun, Goethe und Schelling (Jahrb. der Goethe-Gesellschaft, Bd. IX) 1922; H. Berendt, Goethe und Schelling (Festschrift für Berthold Litzmann) 1921,

zu Hegel: R. Honegger, Goethe und Hegel (Jahrb. der Goethe-Gesellschaft, Bd. XI) 1925; H. Glockner, Hegel I. Band, S. 321 ff. 1929; J. Hoffmeister, Goethe und der deutsche Idealismus, eine Einführung zu Hegels Realphilosophie, Bd. XIX der Hegel-Ausgabe von Lasson, 1932; F. Koch, Goethe und der deutsche Idealismus (Euphorion XXIII) 1932.

Digitized by Google

Zu Seite:

Erster Teil: Daimon

3 „Die ersten von mir herausgegebenen poetischen Versuche ..." Zur Morphologie II 6, 99.

5 Über das Vernünftige und das Schöne B 2485 und 2421.

6 Zum Straßburger Münster: Während Goethe die Auffassung des Domes als eines Organismus, eines „Baumes" in späteren Werken nicht weiter verfolgt hat, knüpfte Hegel in seinen Vorlesungen über Ästhetik an diese Jugendschrift Goethes an und führte diese Deutung bis in alle Einzelheiten durch. Dort heißt es (Ausgabe von Hotho in den Werken X, 2, S. 332): „In neuerer Zeit hat sie (die gotische Baukunst) hauptsächlich Goethe zuerst in der Jugendfrische seiner den Franzosen und ihren Prinzipien entgegenstrebenden Natur- und Kunstanschauung wieder zu Ehren gebracht." Und S. 397 f.: „Betritt man das Innere eines mittelalterlichen Doms, so wird man weniger an die Festigkeit und mechanische Zweckmäßigkeit tragender Pfeiler und eines darauf ruhenden Gewölbes, als an die Wölbungen eines Waldes erinnert, dessen Baumreihen ihre Zweige zueinander neigen und zusammenschließen. Ein Querbalken bedarf eines festen Stützpunktes und der wagerechten Lage; im Gotischen aber steigen die Wände selbständig und frei empor, ebenso die Pfeiler, die sich dann oben nach mehreren Richtungen auseinanderbreiten und wie zufällig zusammentreffen, d. h. die Bestimmung, das Gewölbe zu tragen, ist, obschon dasselbe in der Tat auf den Pfeilern ruht, nicht ausdrücklich hervorgehoben und für sich hingestellt. Es ist, als trügen sie nicht, wie an dem Baume die Äste nicht als vom Stamm getragen, sondern in ihrer Form mehr in leichter Krümmung als eine Fortsetzung des Stammes erscheinen und mit den Zweigen anderer Bäume ein Laubdach bilden. Solches Gewölbe, das für die Innerlichkeit bestimmt ist, dies Schauerliche, das zur Betrachtung einladet, stellt der Dom dar, insofern die Wände und darunter der Wald von Pfeilern frei in der Spitze zusammenkommen. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß die gotische Architektur sich Bäume und Wälder zum wirklichen Vorbild ihrer Formen genommen habe."

7 Kant: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, Akad.-Ausg. I, 230.

8 Kant: Kritik der Urteilskraft, Akad.-Ausg. V, 407.

9 Kant: Reflexionen zur Anthropologie, Akad.-Ausg. XV, 1, 415 f.

10 Goethe zu Kants Kritik des intuitiven Verstandes, Naturw. Schriften II 11, 54 ff.

11 Kant: „Das Genie ist ein Gestörter ..." Reflexionen zur Anthropologie, Akad.-Ausg. XV, 1, 417. — Kants Darstellung des Wesens des Genies in der Kritik der Urteilskraft § 46, Akad.-Ausg. V, 307 f.

12 Goethe über Originalität B 1251 und Zur Morphologie II 6, 147.

13 Goethe über Shakespeare B 2213. — „Man studiere nicht die Mitgeborenen ..." B 2483.

14 Goethe über Sokrates im Brief an Herder Ende 1771. — „Da im Wissen sowohl ..." Zur Morphologie II 7, 85. — Kant über die „Genieschwünge" Kritik der praktischen Vernunft, Akad.-Ausg. V, 163: „... und so teils der Verwirrung einer noch rohen, ungeübten Beurteilung, teils (welches weit nötiger ist), den Genieschwüngen vorbeugen, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen

Digitized by Google

Zu Seite:

pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntnis der Natur geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden."

15 Goethe über die Phantasie B 2235. — „Die Hauptsache ist..." B 2642 und die folgenden Worte B 2672 und 2674.

17 Kant: „In aller schönen Kunst..." Kritik der Urteilskraft § 52, Akad.-Ausg. V, 328 f.

19 Schelling: Philosophie der Kunst, Werke V, 368 f.

20 Hegel: „Daß das Denken das Eigenste ist..." Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften § 400, Ausg. von Lasson V, 348. — „Denn in der Kunst..." Vorlesungen über Ästhetik, hrsg. von Hotho, X. Band der Werke, 3. Abt., S. 580 f.

21 Schillers Brief an Goethe bei Jonas: Schillers Briefe III, 472 f.

22 Schiller: „Der Mensch unterdrückt..." in der Schrift über Anmut und Würde, Cotta XI, 348 und 356.

23 Hegel: „Das Gewissen also..." Phänomenologie des Geistes VI, Lasson II, 422 f.

30 Zum Weltbild Heraklits und zum ganzen Motiv des Kreislaufs zwischen Gegensätzen vgl. mein Buch „Denkformen" 1928, S. 60 ff. — Nietzsche, Wille zur Macht, letzter Aphorismus Nr. 1067 nach den Ausgaben der Frau Förster-Nietzsche. Vgl. dazu auch die vorausgehenden Aphorismen.

34 Goethe über die Entstehung des Faust B 2654, und die folgenden Worte B 2391 und 2213.

35 Über den Gebrauch des Wortes „pathologisch" bei Goethe unterrichtete mich A. Leitzmann aus seiner Sammlung über Goethes Sprachgebrauch, die über vierzig Stellen, an denen das Wort auftritt, enthält. Danach wird „pathologisch" von Goethe meist im Gegensatz zu „physiologisch" gebraucht. Während die physiologischen Eigenschaften allen Wesen in gleicher Weise zukommen und das Normale darstellen, bezeichnet das Pathologische das einzelnen Wesen Eigene, das Individuelle, durch subjektives Pathos Bedingte, daher auch so viel wie das Abweichende, Anormale, aber nicht das Krankhafte.

36 Das Fragment „Die Natur" in den naturwissenschaftlichen Schriften II 11, 10 f. — Kestners Brief vom 10. Sept. 1772 bei B 37. — Goethes Gespräch mit Falk am Todestage Wielands B 1490.

37 „Überhaupt hatte ich nur Freude..." B 2230. — „Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen..." B 2230. — Zum Nachweis, daß die verschiedenen Denkformen dadurch entstehen, daß sich das Denken an bestimmten Gegenstandsbereichen (Organismen, toten Körpern, Artefakten, idealen Gegenständen usw.) orientiert, vgl. mein Buch „Denkformen" 1928, S. 51 und 443 f.

41 H. Bergson, Le Rire, deutsch „Das Lachen" von J. Frankenberger und W. Fränzel 1921, S. 6 ff.

44 Über Goethes Ironie und den Zusammenhang zwischen Ironie und Verstehen vgl. jetzt die vorzüglichen Ausführungen bei E. Franz, Goethe als religiöser Denker 1932, S. 62 ff. — „Überhaupt sollte man sich in den Wissenschaften gewöhnen, wie ein andrer denken zu können..." Zur Morphologie II 6, 189.

45 „Man muß das Bewußtsein sich erhalten...." Zur Morphologie II 6, 303.

Digitized by Google

Zu Seite:

Zweiter Teil: Tyche

47 „In das tätige Leben ..." Zur Morphologie II 6, 99. — „Die Hauptsache ist ..." B 2806. — „Ich habe Natur und Kunst ..." B 2810.

49 „Man kann die Phalangen ..." B 923.

50 „Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen vergleichen ..." B 925. — „Linnés Philosophie der Botanik ..." Zur Morphologie II 6, 104. — „Wie es mir dabei ergangen ..." Ebd. unter den Lesarten II 6, 380 f., vgl. hierzu den Brief an Zelter vom 7. Nov. 1816, in dem es heißt: „Diese Tage habe ich wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßt ich nicht, daß irgendein Abgeschiedner eine solche Wirkung auf mich getan."

51 Zur aristotelisch-scholastischen Denkform vgl. „Denkformen" Kap. V: Die Begriffspyramide, S. 201 ff. — Die Zitate aus Linné sind in jeder lateinischen Ausgabe leicht zu finden.

54 „Bei gewohnten Pflanzen ..." Ital. Reise, Padua 27. Sept. 1786.

55 „Eine Fächerpalme ..." Zur Morphologie II 6, 119 f. — In Rom, Ital. Reise 19. Febr. 1787. — In Neapel, ebd. 13. März und 25. März 1787. — In Palermo, ebd. 17. April 1787.

56 Brief an Herder, Ital. Reise, Neapel 17. Mai 1787. — „Leidenschaftliche Bewegung ..." usw. Ital. Reise, Zweiter römischer Aufenthalt, Bericht: Neapel 17. Mai 1787; vgl. dazu: Zur Morphologie II 6, 121 f.

57 Über Herders „Gott", Ital. Reise, Rom 28. Aug., 6. Sept., Bericht Sept. 1787. — Brief Jacobis an Herder in: Jacobis Werke III, S. 490 ff.

58 Gespräche mit Falk B 1153.

59 Daß Goethe sich zuerst mit Spinozas Persönlichkeit befaßte und nicht mit seiner Philosophie, hat A. Leitzmann gezeigt in seinem Aufsatz: Kleinigkeiten zu Goethe, Neophilologus Bd. X, 1925, S. 265 ff.

60 Über das erst 1784 einsetzende Studium Spinozas vgl. den Brief an Knebel vom 11. Nov. 1784: „Ich lese mit der Frau v. Stein die Ethik des Spinoza. Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer ist als der meinige", und den an Jacobi vom 12. Jan. 1785: „Ich übe mich an Spinoza, ich lese und lese ihn wieder und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird. Ich enthalte mich alles Urteils, doch bekenne ich, daß ich mit Herdern in diesen Materien sehr einverstanden bin."

61 Die folgenden Stellen sämtlich aus Herder: Gott, einige Gespräche über Spinozas System nebst Shaftesburys Naturhymnus, in: Herders Werke, herausg. von Düntzer, Berlin, Hempel XVIII. Teil, S. 13 ff.

65 Der letzte Bearbeiter der Entstehungsgeschichte der „Wahlverwandtschaften": P. Hankamer, Zur Genesis von Goethes Wahlverwandtschaften (Festschrift für B. Litzmann, 1920), S. 47 ff.

70 Zu Goethes Schrift über die Metamorphose der Pflanzen vgl. das Gespräch mit Falk 28. Febr. 1809, B 1152: „Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurteilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könnte. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen Entwick-

Digitized by Google

Zu Seite:

lung doch hier eben alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannigfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort."

71 Brief an Jacobi 9. Juni 1785. — Zum Kanzler v. Müller B 2823. — Über Aristoteles zu Eckermann B 2621.

72 Brief an Schelling 27. Sept. 1800 und an Voigt 1798. — So kann er schreiben: an Charlotte v. Stein 15. Juni 1786. — An Jacobi 5. Mai 1886.

73 In einem vertraulichen Briefe: An L. L. F. Schultz 8. Jan. 1829; vgl. das Gespräch mit dem Kanzler v. Müller am 26. Jan. 1826, B 2309: „Die Spekulation ist Jacobis Unglück geworden, sagte er, war er doch eigentlich nicht dazu geboren noch erzogen. Ihm haben die Naturwissenschaften gemangelt, und mit dem bißchen Moral allein läßt sich doch keine große Weltansicht fassen."

75 „Treue Beobachter der Natur..." Zur Farbenlehre II 1, 296. — „Vom Samen bis zur höchsten Entwicklung..." Zur Morphologie II 6, 63. — „Bei der fortschreitenden Veränderung..." Ebd. II 7, 12.

76 „Das vertikal- sowie das spiralstrebende System..." Zur Morphologie II 7, 67 f. — „Hier wird aber das doppelte Leben der Pflanze..." Ebd. II 6, 313 f.

77 Zu Boisserée B 1685. — An Frau v. Stein 9. Juni 1787. — Verwandtschaft von Mensch und Tier, Brief an Knebel 17. Nov. 1784.

78 „Die Natur kann zu allem..." Gespräch mit Riemer B 971. — „Jedes besondere Naturwesen..." Zur Morphologie II 7, 81.

79 Gespräch mit Falk B 1185. — „Wenn man Pflanzen und Tiere..." Zur Morphologie II 6, 13.

80 „Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten..." Zu Eckermann B 2657.

81 E. Menke-Glückert, Goethes Geschichtsphilosophie, Diss. Leipzig 1907. W. Lehmann, Goethes Geschichtsauffassung in ihren Grundlagen 1930. — Goethe über die Geschichte als undankbares Fach im Brief an Jacobi 7. Juli 1793. — An Schiller 16. März 1802. — Herders Brief bei Unger: Herder, Novalis und Kleist, Studien über die Entwicklung des Todesproblems. Deutsche Forschungen Heft 9, 1922, S. 150 ff. Vgl. Lehmann a. a. O. S. 68 f., ebenso zu den folgenden Stellen S. 66 und Morris, Der junge Goethe II, 43 und 57.

82 Zur Farbenlehre II 3, 245. — Gespräch mit Riemer B 1418. — Zum West-östlichen Diwan im Brief an Zelter 11. Mai 1820. — Kreislauf der Menschheitsgeschichte, Zur Farbenlehre II 3, VII f., vgl. das Gespräch mit Soret 8. Juni 1823, B 2104: „Conversation avec Goethe sur la Métamorphose des plantes et sur son idée que les progrès de l'humanité vont en ligne spirale; je l'ai notée dans une lettre à mon oncle Dumont (voir correspondence).

83 Die Zeichnung des Kreislaufs der Wissenschaften findet sich in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften unter den Paralipomena im Bande II 13, 410, S. 446.

84 Gespräch mit Riemer B 865.

85 Zum kreisförmigen Verlauf der Geschichte und der Geschichtsmetaphysik der Mystik vgl. „Denkformen" S. 343 ff. Über die romantische Geschichtsphilosophie, insbesondere die Schellings vgl. jetzt die Dissertation von K. Knopf, Die romantische Struktur des Denkens Richard Wagners, Jena 1932. — Bericht Försters B 2597.

Digitized by Google

Zu Seite:

86 Zu Eckermann über indische Philosophie B 2660. — „Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet . . ." Zu Eckermann B 2468.

87 Einige Gespräche mit Eckermann: B 2388, 2579, 2635. — Das 19. Jahrhundert als Anfang einer „neuen Ära" im Brief an Odyniec 25. Aug. 1929=B 2718.

88 Ein- und Ausatmen der Erde: Zu Eckermann B 2484, vgl. B 2239. — Campagne in Frankreich Nov. 1792. — Über den Einfluß Schellings vgl. H. Berendt, Goethe und Schelling (Festschrift für B. Litzmann 1920), S. 77 ff. — „Der Magnet ist ein Urphänomen" Naturw. Schriften II 11, 148. — „Wir haben alle etwas von elektrischen Kräften in uns . . ." Zu Eckermann B 2557. — Herder über den Magneten in dem Buche „Gott", S. 120 ff.

90 „Der Mensch muß fähig sein . . ." Zu Eckermann B 2657, vgl. auch B 2924: „Bei Tisch kam das Bestreben gewisser Naturforscher zur Erwähnung, die, um die organische Welt zu durchschreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. Dies ist ein großer Irrtum, sagte Goethe. In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen Welt ist es das Komplizierteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben und daß von der einen zur anderen keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet."

91 Brief an Schultz 8. Sept. 1823. — Zu Eckermann B 2557 und 2578.

Dritter Teil: Eros

96 Brief an Jacobi 10. Mai 1812.

97 Zu Eckermann B 2938. — „Nichts geniert ihn . . ." Zu Eckermann B 2616. — Die folgenden Stellen aus Goethes Aufsatz: „Glückliches Ereignis" im 11. Bande der naturwissenschaftlichen Schriften.

102 Kant über das Experiment: Kritik der reinen Vernunft, Akad.-Ausg. III, 10.

103 Spinozas drei Gattungen der Erkenntnis: Ethik II. Teil, Anm. 2 zum Lehrsatz 40 und V. Teil, Lehrsatz 25.

104 An Jacobi 5. Mai 1786. — „Das man nichts annehmen . . ." Zur Morphologie II 6, 155 f. — Über das Auge des Geistes oder der Seele bei Platon vgl. P. Friedländer, Platon I, 1928, S. 12 ff.

105 Goethe an einen Freund, d. h. an Merck 5. Aug. 1778. — An Frau v. Stein 11. März 1781.

106 „Ich danke der kritischen und idealistischen Philosophie . . ." Brief an Schultz 18. Sept. 1831. — An Jacobi 17. Okt. 1896.

107 Goethe über Kants Ethik: Gespräch mit Caroline v. Egloffstein B 1873. — Über Kants Schrift zum ewigen Frieden im Brief an Schiller 12. Sept. 1797. — Zu Eckermann B 2484. — Über die Metamorphose der Pflanzen und Kants Philosophie ebd. B 2484.

108 Über die „herrschende gewaltsame Vorstellungsart" im Brief an Schiller 16. Sept. 1800. — „Skeptizismus, Kantischer . . ." Gespräche mit Riemer B 1159. — Über Kants Anthropologie im Brief an Voigt 19. Dez. 1798. — Über Kants Religionsphilosophie und das radikale Böse: An Herder 7. Juni 1793.

109 Über Lavater: An Jacobi 7. Juli 1793. — „Es herrscht bei uns der Gebrauch . . ." Gespräch mit Falk B 1153. — „Ich suchte damals die Urpflanze . . ." und das folgende Zitat: An v. Esenbeck im Aug. 1816.

Digitized by Google

Zu Seite:

111 „Durch die Pendelschläge wird die Zeit ..." und das Folgende: Zur Morphologie II 6, 347 f.

112 „Die Idee ist in der Erfahrung nicht darzustellen ..." Zur Morphologie II 6, 226. — Das Folgende ebd. II 6, 167.

113 Das Aperçu: Zur Morphologie II 3, 247; II 6, 222; II 4, 302.

114 Zu Eckermann B 2762. — „Alles, war wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen ..." Naturw. Schriften II 11, 128.

116 „Das Auge hat sein Dasein dem Lichte zu danken ..." Zur Farbenlehre, Einleitung II 1, XXXI. — Schopenhauer über Goethe B 1571.

117 „Ein dergleichen Aperçu ..." Zur Morphologie II 8, 135 ff. — Dort auch die folgenden Ausführungen.

118 „Alle unproduktiven Tage ..." Zu Eckermann B 2578. — Über Denken und Produzieren: An Knebel 15. März 1799. — „Jede Produktivität höchster Art ..." Zu Eckermann B 2578.

119 „Das Schlimme aber ist ..." Zu Eckermann B 2228. — „Vor den Urphänomenen ..." Zur Morphologie II 6, 221. — „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann ..." Zu Eckermann B 2661.

120 „Überall lernt man ..." Zu Eckermann B 2331. — „Es bleibt ewig wahr ..." Brief an Frau v. Stein 1776. — „Die Dichtkunst verlangt ..." An Schiller 4. April 1801. — „Ich sehne mich ..." An Schultz 8. Jan. 1819.

121 „Der Blick heiterer ..." An Auguste Gräfin zu Stolberg Sept. 1775. — „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ..." Zu Eckermann B 2634. — „Ich wußte wahrlich nicht ..." Brief an Kestner, vgl. darüber G. Simmel, Goethe, 3. Aufl. 1918, S. 194 ff.

123 In einem Gespräch: Zu Riemer B 1250.

125 „Wer mich nicht mag ..." Gespräch mit H. Laube B 1964. — Zu Eckermann B 2254.

126 „Ich ward gleich anfangs ..." Zur Morphologie II 6, 133 und die folgende Stelle ebd. II 6, 143, vgl. 167: „So entschieden wurde damals verkannt, was man wollte und wünschte; denn es lag ganz außer dem Gesichtskreise der Zeit", und dazu das Gespräch mit F. v. Müller am 3. April 1824, B 2247: „Meine ganze Zeit wich von mir ab; denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand." — „Meine Sachen können nie populär werden ..." Zu Eckermann B 2630. — „So verstehe ich wenigstens mich selbst ..." Zu Henning B 2045. — „Ewige Opposition ..." Zu F. v. Müller B 2008.

127 Doppelbrief an Lavater und Pfenninger 26. April 1774. — Beeinflussung dieses Briefes durch Spinoza: Das Material dazu in der Hempelschen Goethe-Ausgabe 23. Teil, Dichtung und Wahrheit, hrsg. von G. von Loeper, S. 135 f.

128 Spinoza, Ethik I. Teil, Anhang, S. 41 der deutschen Ausgabe von O. Baensch, 10. Aufl. 1922. — Epiktets Spruch im Encheiridion, Anfang des 5. Kapitels: „Es verwirren die Menschen nicht die Dinge, sondern die Meinungen über die Dinge."

129 Gespräch mit Boisserée B 1720.

130 Briefe an Jacobi 29. Dez. 1794 und 17. Okt. 1796. — Vorwurf gegen Jacobi im Brief an Knebel 8. April 1812. — Über Degerandos vergleichende Geschichte der philosophischen Systeme im Brief an Reinhard 22. Jan. 1811.

Digitized by Google

Zu Seite:

131 An Schiller 6. Jan. 1798.

132 Sophie v. Schardts Aufzeichnung 1805/6 B 866; vgl. dazu die Unterscheidung von atomistischem und dynamischem Denken: Zur Morphologie II 6, 305 f.

133 Über Chemiker und Anatomen: Zur Morphologie II 6, 8.

134 Über Linnés Denken: Zur Morphologie II 6, 224. — Einleitende Bemerkungen: Zur Morphologie II 6, 9 f.

135 Über Newton: Zur Farbenlehre II 2, 18 und II 1, 300. — Über die Mathematik: Zu Riemer B 950 und zu Eckermann B 2456.

136 Zur analytischen und synthetischen Methode: Zur Morphologie II 6, 350 f. und 349. — Antinomien der Vorstellungsart: Zu Boisserée B 1684: „Wunderliche Bedingtheit des Menschen auf seine Vorstellungsart; wie Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt, so muß es mir mit Gewalt abgenötigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus ..... Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie aufs reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrtümer auf eine neue Weise aussprechen. Darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letzten Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden." — Daß „ein großer Forscher ..." Zu Gans B 2525. — „Dem Verständigen ..." Zur Morphologie II 6, 6.

137 „Das bloße Anblicken ..." Zur Farbenlehre II 1, XII und die nächste Stelle: Zur Morphologie II 6, 351. — „Es müsse in dem Geiste eines wahren Naturforschers ..." Ebd. II 6, 360.

138 „Wie ein anderer denken zu können ..." Zur Morphologie II 6, 189 und die folgende Stelle II 6, 194 und 349. — Brief an Reinhard 13. Febr. 1812.

139 Materialien zur Morphologie II 6, 300 ff.

141 „Die Nützlichkeitslehrer ..." Zu Eckermann B 2921.

145 So fordert er vom Physiker: Zur Farbenlehre II 1, 285 ff.

147 Brief an Jacobi 6. Jan. 1813.

148 An Schiller 21. Febr. 1798. — Dabei kann „von einem gemeinsamen Wege ..." Brief an Johannes Müller 23. Febr. 1826.

Vierter Teil: Anangke

151 Szene mit Eckermann B 2662.

152 Gespräch mit Grüner B 2031. — Äußerungen zu Eckermann B 2642.

153 Entwurf einer Farbenlehre, Didaktischer Teil §§ 737—746.

155 Über metaphysische, mathematische, mechanische Formeln und die Polarität vgl. die Paragraphen 752—757 des didaktischen Teils der Farbenlehre. — Polarität: Zur Farbenlehre II 4, 307.

166 Die Fachliteratur zu Goethes Farbenlehre findet sich jetzt verarbeitet in dem Buche von M. Gebhardt, Goethe als Physiker 1932, der eine gute Darstellung und Kritik der Farbenlehre Goethes bringt und vor allem auch auf Newton eingeht und Goethes grundlegende Mißverständnisse aufzeigt.

Digitized by Google

Zu Seite:

168 Brief an Reinhard 7. Okt. 1810. — „Das Auge täuscht sich nicht ..." Materialien zur Farbenlehre II 4, 245.

170 „Seltsam, daß man im Physischen ..." Zu Riemer B 1189, vgl. hierzu die Stelle in den Maximen und Reflexionen: Natur III, Nr. 864.

171 Brief an Schlosser 19. Febr. 1815.

172 Gespräch mit Falk B 1490. — „Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt ..." Zu Riemer B 1129.

173 Zu Falk B 1490.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien 1931:

Lessings Weltanschauung

XI, 205 Seiten. RM 6.75, in Ganzleinen RM 8.50

„Den Preis für die beste Darstellung von Lessings Weltanschauung hat Hans Leisegangs Buch davongetragen, ein Urteil, dem man aus vollem Herzen Beifall zollt, angesichts dieser sowohl methodisch außerordentlich klaren wie sachlich wohl abschließenden Leistung. Wer weiß, wie schwer es ist, Lessings, des glänzenden Fechters, eigentliche Meinung zu erlauschen, wird der Art und Weise, wie das zerstreute und mannigfach verdeckte Material zum „System" von Lessings Weltanschauung nicht zusammengetragen wird, sondern sich von selber zusammenschließt und rundet, seine Bewunderung nicht versagen können." Zeitschrift für deutsche Bildung

„Dem Verfasser glücken auf seinem engen Gebiete so verblüffende und bedeutsame Entdeckunngen, er verpflichtet uns für so aufschlußreiche Einsichten zu Dank, daß es unbillig wäre, seine Leistung nicht ganz von der positiven Seite zu nehmen. Bei Büchern, aus denen man etwas wirklich Wichtiges lernen kann, kümmert man sich nicht darum, was man vielleicht sonst noch aus ihnen hätte lernen wollen oder können." Deutsche Literaturzeitnng

„Leisegang hat die gestellte Aufgabe im allerstrengsten Sinne verstanden und gelöst. Er hat der Lessing-Forschung mit dieser Untersuchung neue Wege gebahnt. Sie wird sich den entscheidenden Schlüssen, die er aus der vorbildlich soliden Interpretation der angezogenen Schriften zieht, nicht wohl entziehen können. — Im übrigen wird jeder ernsthafte Leser dieses reifen Werkes sich über den Spruch des Preisrichterkollegiums nur freuen können." Theologisches Literaturblatt

„Ich muß sagen, daß ich nicht oft mit dem Urteil eines Preisgerichts so restlos einverstanden gewesen bin, wie in diesem Falle. Das Buch sollte von allen Gebildeten gelesen werden. Wenn ich dem Buche weiteste Verbreitung wünsche, so leitet mich dabei auch noch der Gedanke, daß es wohl helfen könnte, der unglaublichen Verflachung und Entleerung des Begriffs Weltanschauung entgegenzuarbeiten." Die deutsche Schule

„Leisegangs Schrift, das Ergebnis vieler Forschungsjahre, stellt eine ganz hervorragende wissenschaftliche Leistung dar. Mit diesem Buche dürfte die schon so oft gestellte, aber bisher nie befriedigend gelöste Frage nach dem Sein und Wesensgehalt der Lessingschen Weltanschauung ein- für allemal ihre erschöpfende und wissenschaftlich einwandfreie Beantwortung gefunden haben." Die freie deutsche Schule

---

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

Digitized by Google

Goethes Philosophie aus seinen Werken

Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von M. Heynacher

Zweite, verbesserte Auflage

CXXXI, 319 Seiten. RM 4.—, Leinen RM 5.—, Halbleder RM 6.50

„So oft ich in Abhandlungen und Büchern über Goethe zu blättern Anlaß fand, mußte ich fast regelmäßig dem Geist der Autoren Bewunderung zollen, entsinne mich aber nicht, je auch nur einen Satz gefunden zu haben, der mein Verständnis für ihn vertieft hätte. Um so mehr muß ich ein Buch anerkennend hervorheben, das sich einzig die Aufgabe stellt, aus Goethes gesamter Hinterlassenschaft die wichtigsten Allgemeingedanken zusammenzutragen und diese Aufgabe in glücklichster Weise löst. Heynachers Buch ist das einzige, das ich mir angeschafft habe."

Ludwig Klages im „Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts"

Goethe und der deutsche Idealismus

Eine Einführung zu Hegels Realphilosophie von Johannes Hoffmeister

1932. VII, 132 Seiten. RM 7.50, Ganzleinen RM 8.50

Diese Studie (zunächst als Geleitwort zu den bedeutsamen systematischen Arbeiten aus Hegels Frühzeit gedacht, die zugänglich gemacht zu haben ein dauerndes Verdienst des Verfassers bleiben wird) hat sich zu einer eingehenden Abhandlung über einige Grundthemata der Geisteserfahrung des deutschen Idealismus ausgestaltet. — Goethe ist der Mittelpunkt der geistigen Welt, in die Hegels Ausführungen hineingehören; seine Erfahrungsweise wird deshalb ihrem Werden und ihrem Wesen nach in dieser Studie erhellt. Von Goethe aus bekommen dann sowohl Herder, der große Anreger, Kant, der abwägende und beurteilende Kritiker, als auch Schelling, der philosophische Begründer der idealistischen Naturgeisterfahrung, Licht und Grenze. Was Herder ahnte und entdeckte, was Kant sonderte und zurückstellte, was dann Baader, Novalis und Ritter weitertrugen, das wird von Goethe im tätigen Umgang mit der Natur geschaut und gebildet, von Schelling transzendental entworfen und von Hegel logisch zusammengeschlossen. — Anschließend an eine auf Goethe bezogene Charakteristik der Naturphilosophie Hegels gibt Hoffmeister noch eine kurze Darstellung des Werdens der Hegelschen Geistesphilosophie nach den aus der „Jenenser Realphilosophie" gewonnenen Einsichten. Die Ergebnisse werden in einer Reihe von Anmerkungen, die besonders die heutige philosophische Thematik betreffen, erweitert und vertieft. — Die Arbeit wird sowohl auf die heutigen Bemühungen um Hegel als auch auf die über das Tagesinteresse hinausgehende Teilnahme an Goethes Weltanschauung anregend, fördernd und klärend wirken.

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

F 105

Digitized by Google